

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | SCHERZ

TANA FRENCH

DER

SUCHER

ROMAN

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

 | SCHERZ

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Scherz

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Searcher« im Verlag Viking Press, New York
© Tana French 2020

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-02567-7

ALS CAL AUS der Hintertür tritt, haben die Krähen gerade Beute gemacht. Sechs von ihnen hüpfen im hohen nassen Gras und dem gelb blühenden Unkraut herum und hacken auf irgendwas ziemlich Kleines ein, das sich noch bewegt.

Cal stellt den Müllsack mit abgerissenen Tapeten ab. Er überlegt, sein Jagdmesser zu holen und die Kreatur von ihrem Leiden zu erlösen, aber die Krähen sind schon sehr viel länger hier als er. Es wäre ziemlich unverschämt von ihm, sich mir nichts, dir nichts in ihre Angelegenheiten zu mischen. Stattdessen lässt er sich neben dem Müllsack auf die bemooste Türstufe sinken.

Er mag die Krähen. Er hat irgendwo gelesen, dass sie verdammt schlau sind, dass sie sich mit Menschen anfreunden, ihnen sogar Geschenke bringen können. Seit mittlerweile drei Monaten versucht er, sich bei ihnen einzuschleimen, indem er ihnen immer mal wieder Essensabfälle auf den großen Baumstumpf hinten im Garten legt. Von ihrer Kolonie in der efeubehangenen Eiche aus beobachten die Vögel, wie er durch das Gras hin und her stapft, und sobald er in sicherer Entfernung ist, stoßen sie herab, zancken sich um die Abfälle und geben krächzende Kommentare ab. Aber sie haben weiterhin ein misstrauisches Auge auf Cal, und sobald er auch nur einen Schritt näher kommt, sind sie weg, flüchten sich zurück in die Eiche, von wo sie ihn verhöhnen und ihm Zweige auf den Kopf werfen. Gestern Nachmittag war er in seinem Wohnzimmer und riss schimmelige Tapeten ab, als eine seidig glänzende, mittelgroße Krähe auf dem Sims des offenen

Fensters landete und etwas krächzte, was offensichtlich eine Beleidigung war, um dann lachend davonzuflattern.

Das kleine Etwas auf der Wiese zuckt wild im hohen Gras. Eine fette Krähe hüpfte näher heran, landet einen präzisen wilden Stich mit dem Schnabel, und das Etwas erschläfft.

Ein Kaninchen, vielleicht. Cal hat frühmorgens draußen im Tau welche herumflitzen und knabbern sehen. Ihre Baue sind irgendwo auf der Wiese hinter seinem Haus, bei dem dichten Haselnuss- und Ebereschewäldchen. Wenn er endlich seinen Waffenschein hat, will er rausfinden, ob er sich noch daran erinnert, was sein Grandpa ihm über das Abziehen und Ausnehmen von Wild beigebracht hat, und ob der launische Internetzugang ihm ein Rezept für Kanincheneintopf liefert. Die Krähen drängen sich zusammen, hacken und picken und stemmen die Füße fest auf den Boden, um Fleischbissen herauszureißen. Immer mehr gleiten vom Baum herunter und stürzen sich ins Getümmel.

Cal schaut ihnen eine Weile zu, streckt die Beine aus und lässt eine Schulter kreisen. Die Arbeit am Haus beansprucht Muskeln, von denen er gar nicht mehr wusste, dass er sie hat. Jeden Morgen tut ihm irgendwas anderes weh, wenn auch wohl zum Teil deshalb, weil er auf einer billigen Matratze auf dem Fußboden schläft. Cal ist zu alt und zu schwer für so was, aber es hätte keinen Sinn, bei dem Staub und der Feuchtigkeit und dem Moder gute Möbel aufzustellen. Die wird er sich erst anschaffen, wenn das Haus fertig ist und er herausgefunden hat, wo man sie am besten kauft – für so was war immer Donna zuständig. Mittlerweile stören ihn die schmerzenden Muskeln nicht mehr. Sie erfüllen ihn mit Genugtuung. Zusammen mit den Blasen und der dicken Hornhaut an den Händen sind sie etwas Verlässliches, der mühsam erarbeitete Beleg für das, was jetzt sein Leben ist.

Der lange kühle Septemberabend bricht an, doch durch die dichte Wolkendecke ist keine Spur von einem Sonnenuntergang

zu sehen. Der Himmel, in feinen Graustufen gesprenkelt, erstreckt sich unendlich; ebenso die Weiden, je nach Nutzungsart in unterschiedlichen Grünschattierungen und durch ausgedehnte Hecken, Trockenmauern und vereinzelte schmale Wege unterteilt. Nach Norden hin zieht sich eine niedrige Bergkette am Horizont entlang. Cals Augen müssen sich noch immer daran gewöhnen, so weit schauen zu können, nach all den Jahren in der Stadt mit ihren Häuserblocks. Landschaft ist eines der wenigen Dinge, von denen er weiß, dass die Wirklichkeit keine Enttäuschung ist. Der Westen Irlands sah im Internet schön aus. Von mittendrin aus betrachtet sieht er sogar noch besser aus. Die Luft ist gehaltvoll wie Fruchtbrot, als sollte man mehr mit ihr machen als sie nur einatmen, vielleicht ein großes Stück herausbeißen oder sie sich händeweise ins Gesicht reiben.

Nach einer Weile beruhigen sich die Krähen, gesättigt von ihrer Mahlzeit. Cal steht auf und hebt den Müllsack vom Boden. Sofort spähen die Krähen argwöhnisch zu ihm herüber, und als er durch den Garten geht, schwingen sie sich in die Luft und befördern ihre vollen Bäuche flatternd zurück in die Eiche. Er trägt den Sack bis hinten in die Ecke neben dem mit Kletterpflanzen überwucherten baufälligen Steinschuppen, bleibt zwischendurch stehen, um sich das Abendessen der Krähen anzusehen. Kaninchen, tatsächlich, ein junges, jetzt jedoch kaum noch als solches zu erkennen.

Er stellt den Müllsack zu den anderen und geht zurück zum Haus. Er ist fast dort, als die Krähen loslegen, mit Blättern rascheln und irgendetwas mit Beschimpfungen überschütten. Cal dreht sich nicht um, sondern geht unbeirrt weiter. Als er die Hintertür schließt, zischt er ganz leise durch zusammengepresste Zähne: »Arschloch.«

Seit anderthalb Wochen wird Cal von irgendwem beobachtet. Wahrscheinlich schon länger, aber er war auf seine Arbeit kon-

zentriert und ging, wie das jeder inmitten von so viel freier Natur mit Fug und Recht tun würde, ganz selbstverständlich davon aus, dass er allein wäre. Seine mentale Alarmanlage war abgeschaltet, genau wie er das wollte. Eines Abends dann machte er sich gerade etwas zu essen – brät einen Hamburger auf der einzigen funktionierenden Kochplatte des rostfleckigen Küchenherds, Steve Earle schön laut aus dem iPod-Lautsprecher, gelegentlich von Cal schwungvoll mit Luftschlagzeugeinlagen untermalt –, als sein Nacken plötzlich heiß wurde.

Cals Nacken wurde fünfundzwanzig Jahre lang bei der Polizei von Chicago ausgebildet. Er nimmt ihn ernst. Er schlenderte lässig durch die Küche, nickte dabei zur Musik und inspizierte die Arbeitsplatte, als suche er nach etwas, dann hechtete er jäh zum Fenster: niemand zu sehen. Er drehte die Kochplatte ab und lief zur Tür, doch der Garten war leer. Er ging sein Grundstück ab, unter einer Million wilder Sterne und einem prallen Vollmond, ringsherum weiß schimmernde Weiden und schreiende Eulen: nichts.

Irgendein Tiergeräusch, sagte Cal sich, von der Musik überhört, so dass nur sein Unterbewusstsein es registrierte. Die Dunkelheit hier ist lebendig. Er hat schon etliche Male bis weit nach Mitternacht auf seiner Stufe gegessen, ein paar Bier getrunken und sich an die Nacht gewöhnt. Er hat Igel durch seinen Garten wuseln sehen, einen geschmeidigen Fuchs, der kurz stehen blieb, um ihm einen provozierenden Blick zuzuwerfen. Einmal zockelte ein Dachs, größer und kräftiger, als Cal ihn sich vorgestellt hatte, an der Hecke entlang und verschwand darin. Eine Minute später war ein durchdringender Schrei zu hören, dann das Rascheln des Dachses, der sich entfernte. Alles Mögliche hätte sich da draußen herumtreiben können.

Bevor Cal an dem Abend zu Bett ging, stellte er seine zwei Tassen und Teller auf die Schlafzimmerfensterbank und schob einen

alten Sekretär vor die Zimmertür. Dann nannte er sich selbst einen Blödmann und räumte alles wieder weg.

Einige Tage später war er vormittags damit beschäftigt, Tapeten abzureißen, bei geöffnetem Fenster, damit der Staub abziehen konnte, als die Krähen explosionsartig aus ihrem Baum aufflogen und irgendetwas darunter anschrien. Das hastige Rascheln hinter der Hecke war viel zu geräuschvoll für einen Igel oder Fuchs, sogar für einen Dachs. Doch als Cal die Hecke erreichte, war er wieder mal zu spät.

Wahrscheinlich gelangweilte Kids, die den neu Zugezogenen ausspionieren. Sehr viel mehr gibt's hier auch nicht zu tun. Das Dorf ist ein verschlafenes Kaff am Arsch der Welt, und die nächste Kleinstadt liegt fünfzehn Meilen entfernt. Cal kommt sich albern vor, dass er überhaupt irgendwas anderes in Erwägung zieht. Mart, sein nächster Nachbar ein Stück die Straße rauf, schließt nachts nicht mal seine Haustür ab. Als Cal ihn daraufhin verwundert ansah, verzog sich Marts hageres Gesicht, und er lachte, bis er nach Luft schnappte. »So, wie das da aussieht«, sagte er und zeigte auf Cals Haus, »was soll dir denn da einer klauen? Und wer überhaupt? Meinst du, ich schleich mich morgens rein und durchstöber deinen Wäschekorb, weil ich was suche, womit ich meine Garderobe aufhübschen kann?« Und Cal lachte auch und sagte, die könnte es gebrauchen, und Mart erwiderte, er sei mit seinen eigenen Klamotten bestens zufrieden, weil er nicht vorhabe, auf Brautschau zu gehen, und dann erklärte er ihm, warum nicht.

Aber Cal hat Dinge bemerkt. Nichts Besonderes, bloß Sachen, die seinen Cop-Instinkt kitzelten. Aufheulende Motoren nachts um drei auf entlegenen Feldwegen, röchelnde, brodelnde Knurr-laute. An manchen Abenden ein Pulk Männer in der hinteren Ecke des Pubs, zu jung und falsch gekleidet, ihre Unterhaltung zu laut und zu schnell in einem Tonfall, der nicht hierher passt. Das

jähe Herumschnellen ihrer Köpfe, wenn Cal hereinkommt, die starren Blicke, die eine Sekunde zu lange dauern. Er hat ganz bewusst niemandem erzählt, welchen Beruf er hatte, aber für manche könnte es schon reichen, dass er ein Fremder ist.

Albern, sagt Cal sich, als er die Herdplatte unter der Pfanne andreht und aus dem Küchenfenster auf die dämmrigen grünen Weiden schaut. Marts Hund trabt neben den Schafen her, die friedlich zu ihrem Pferch trotten. Zu viele Jahre auf Streife in schlechten Gegenden, und jetzt wirken Farmarbeiter wie Gangster.

Gelangweilte Kids, zehn zu eins. Trotzdem – Cal dreht die Musik nicht mehr so laut auf, damit ihm nichts entgeht, er überlegt, sich eine Alarmanlage anzuschaffen, und das macht ihn sauer. Jahre, in denen Donna zum Lautstärkeregerler stürzte: *Cal, das Baby nebenan versucht zu schlafen! Cal, Mrs. Scapanski ist frisch operiert, meinst du, es tut ihr gut, wenn du ihr die Ohren voll-dröhnst? Cal, sollen die Nachbarn uns für Asoziale halten?* Er wollte ein eigenes Stück Land, auch damit er Steve Earle so laut drehen kann, dass die Eichhörnchen aus den Bäumen fliegen, und er wollte es mitten in der Pampa, damit er keine Alarmanlage mehr braucht. Er hat das Gefühl, dass er nicht mal, zum Beispiel, seine Eier zurechtrücken kann, ohne vorher über die Schulter zu gucken, dabei sollte ein Mann das in seiner eigenen Küche ungeübt tun können. Kids ja oder nein, er muss der Sache auf den Grund gehen.

Zu Hause hätte er das mit ein paar guten, diskreten Kameras gelöst, die ihre Bilder direkt in die Cloud schicken. Hier, selbst wenn sein WLAN das schaffen würde, was er bezweifelt, ist ihm unwohl bei der Vorstellung, seine Aufnahmen in die nächstgelegene Polizeistation zu bringen. Er weiß nicht, was er damit vielleicht heraufbeschwört: eine Nachbarschaftsfehde, oder der Stalker ist womöglich der Cousin des Officers oder Gott weiß was.

Er hat Stolperdraht in Erwägung gezogen. Das ist vermutlich illegal, aber Cal ist ziemlich sicher, dass das an sich kein großes Problem wäre: Mart hat schon zweimal angeboten, ihm eine nicht registrierte Schrotflinte zu verkaufen, die er übrig hat, und nach dem Abend im Pub fahren alle mit dem Auto nach Hause. Das Problem dabei ist wieder, dass Cal nicht weiß, was er damit vielleicht in Gang setzt.

Oder vielleicht schon getan hat – durch seine Gespräche mit Mart hat Cal allmählich eine Ahnung davon bekommen, wie eng verstrickt hier alles ist und wie gut man aufpassen muss, wo man hintritt. Noreen, die Betreiberin des Ladens in der kurzen Doppelreihe von Häusern, die das Dorf Ardnakelty bilden, bestellt für Mart nicht mehr seine Lieblingskekse, weil es in den 1980ern zwischen ihren Onkeln und Marts Vater einen komplizierten Konflikt wegen Weiderechten gab. Mart redet nicht mehr mit einem unaussprechlichen Farmer auf der anderen Seite der Berge, weil der Mann einen Welpen gekauft hat, der von Marts Hund gezeugt wurde, was aber aus irgendwelchen Gründen nicht hätte passieren sollen. Es gibt noch mehr solche Geschichten, obwohl Cal sie nicht alle richtig verstanden hat, denn Mart erzählt gern mit großen Ausschweifungen, und Cal tut sich noch immer schwer mit dem regionalen Dialekt. Er gefällt ihm – satt wie die Luft, aber mit nadelfeinen Spitzen, die ihn an kaltes Flusswasser oder Wind in den Bergen denken lassen –, aber manchmal sind ihm ganze Gesprächsbrocken schlicht unverständlich, und dann lauscht er nur noch den Rhythmen, wodurch er noch mehr verpasst. Dennoch hat er genug mitbekommen, um zu wissen, dass er sich im Pub auf den Hocker von irgendjemandem gesetzt haben oder bei seinen Spaziergängen über das falsche Grundstück gegangen sein könnte und dass das etwas bedeuten würde.

Als er hier ankam, war er auf eine geschlossene Front gegen den Fremden gefasst. Das machte ihm nichts aus, solange ihm

keiner das Haus abfackelte. Er hoffte nicht auf Golf Freunde oder Dinnerpartys. Doch dann kam es anders. Die Menschen waren hilfsbereit. Als Cal am Tag seiner Ankunft anging, Sachen aus dem Haus heraus- und hineinzuschleppen, kam Mart angeschlendert, um sich aufs Tor zu lehnen und ihm auf den Zahn zu fühlen, und am Ende brachte er ihm einen alten Minikühlschrank rüber und empfahl einen guten Baumarkt. Noreen erklärte ihm, wer wie mit wem verwandt ist und wie er sich an die dörfliche Wasserversorgung anschließen konnte, und sie bot nur halb im Scherz an – später, nachdem Cal sie ein paarmal zum Lachen gebracht hatte –, ihn mit ihrer verwitweten Schwester zu verkuppeln. Die alten Männer, die anscheinend im Pub wohnen, nicken nicht mehr nur knapp mit dem Kopf, sondern machen hier und da Bemerkungen übers Wetter oder lassen sich auch schon mal zu leidenschaftlichen Erklärungen einer Sportart namens Hurling hinreißen, die für Cal wie etwas aussieht, was dabei herauskommt, wenn man Tempo, Körperbeherrschung und Brutalität von Eishockey nimmt, aber das Eis und den Großteil der Schutzausrüstung weglässt. Bis letzte Woche hatte er das Gefühl, zwar nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen worden zu sein, aber doch zumindest als mäßig interessantes Naturphänomen akzeptiert zu werden, wie beispielsweise ein Seehund, der sich im Fluss angesiedelt hat. Natürlich würde er immer ein Außenseiter bleiben, aber er gewann allmählich den Eindruck, als spiele das keine große Rolle. Jetzt ist er sich da nicht mehr so sicher.

Deshalb ist Cal vor vier Tagen in die Stadt gefahren und hat einen großen Sack Gartenerde gekauft. Ihm ist bewusst, wie widersinnig es ist, noch mehr Erde zu kaufen, wo er fast seine gesamten Ersparnisse für vier Hektar davon ausgegeben hat, aber sein eigener Boden ist grob und klumpig, mit Graswurzeln und kleinen spitzen Steinen durchsetzt. Hierfür brauchte er die feine, feuchte, weiche Variante. Am nächsten Tag stand er vor

Sonnenaufgang auf und verteilte eine Schicht davon an der Außenwand seines Hauses unter jedem Fenster. Er musste Unkraut und Kriechpflanzen ausreißen und Steine wegharken, um einen gleichmäßigen Untergrund zu bekommen. Die Luft war kalt bis tief in seine Lunge. Allmählich wurden die Weiden um ihn herum sichtbar. Die Krähen erwachten und fingen gleich an zu zanken. Als der Himmel hell wurde und er Marts herrischen Pfiff nach seinem Hütehund hörte, knüllte Cal den leeren Gartenerdesack zusammen, stopfte ihn tief in den Müll und ging ins Haus, um sich Frühstück zu machen.

Am nächsten Morgen: nichts. Am Morgen darauf: nichts. Anscheinend war er beim letzten Mal näher dran gewesen als gedacht, hatte ihnen wohl einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Er arbeitete vor sich hin und schaute möglichst nicht zu den Fenstern oder den Hecken hinüber.

Heute Morgen: Fußspuren in der Erde unter seinem Wohnzimmerfenster. Sneakers, den Teilabdrücken des Profils nach zu urteilen, aber die Spuren waren verwischt und überlappten einander zu sehr, um erkennen zu können, welche Schuhgröße und wie viele.

Die Bratpfanne ist heiß. Cal klatscht vier Scheiben Frühstücksspeck hinein, fleischiger und schmackhafter, als er es von zu Hause gewohnt ist, und sobald das Fett brutzelt, schlägt er zwei Eier darüber. Er geht zu seinem iPod, der auf demselben Holztisch liegt, an dem Cal seine Mahlzeiten isst – sein gesamtes Mobiliar besteht derzeit aus diesem Tisch, zwei zurückgelassenen zerkratzten Resopalstühlen und einem dicken grünen Sessel, den Marts Cousin loswerden wollte –, und legt Johnny Cash auf, nicht zu laut.

Falls er jemanden mit irgendwas sauer gemacht hat, kann das eigentlich nur der Kauf dieses Hauses gewesen sein. Er hat es auf einer Website ausgesucht, wegen des großen Grundstücks, weil es

gute Angelmöglichkeiten in der Nähe gibt, das Dach solide aussah und er sich die Papiere anschauen wollte, die aus dem alten Sekretär lugten. Es war lange her, dass Cal so einen spontanen Impuls hatte, und das kam ihm wie ein zusätzlicher Grund vor, es zu tun. Die Immobilienmakler verlangten fünfunddreißig Riesen. Cal bot dreißig, in bar. Sie hätten ihm fast die Hand abgebissen.

Zu der Zeit war er gar nicht auf die Idee gekommen, dass noch jemand anders interessiert sein könnte. Das Haus ist klein, grau, unauffällig, irgendwann in den 1930ern erbaut. Es hat rund 50 Quadratmeter Wohnfläche, ein Schieferdach und Schiebefenster. Nur die dicken Ecksteine und der breite gemauerte Kamin verleihen ihm einen gewissen Reiz. Auf den Fotos im Internet wirkte es wie seit Jahren oder gar Jahrzehnten unbewohnt: fleckige und großflächig abblätternde Farbe, umgekippte dunkelbraune Möbel und angemoderte Blümchenvorhänge in den Zimmern, junge Bäumchen, die vor der Tür sprossen, ein zerbrochenes Fenster, durch das Kletterpflanzen rankten. Doch mittlerweile ist ihm klar geworden, dass vielleicht noch jemand anders dieses Haus haben wollte, selbst wenn die Gründe dafür nicht unmittelbar ersichtlich sind, und dass jemand, der das Gefühl hatte, ein Recht darauf zu haben, das nicht so ohne weiteres hinnehmen würde.

Cal schaufelt sein Essen auf zwei dicke Scheiben Brot, gibt Ketchup dazu, nimmt ein Bier aus dem Minikühlschrank und stellt den Teller auf den Tisch. Donna würde ihn wegen seiner neuen Essgewohnheiten zusammenstauchen, die fast gänzlich ohne Ballaststoffe und frisches Gemüse auskommen, doch obwohl er sich praktisch nur aus Bratpfanne und Mikrowelle ernährt, hat er tatsächlich ein paar Pfund abgenommen. Vielleicht mehr als nur ein paar. Er spürt das, nicht nur am Hosenbund, sondern auch in seinen Bewegungen: Alles, was er tut, hat eine erstaunliche neue Leichtigkeit an sich. Anfangs hat ihn das ver-

unsichert, als wäre er von der Schwerkraft abgekoppelt worden, doch mittlerweile mag er das Gefühl.

Es liegt an der regelmäßigen Bewegung. Fast jeden Tag geht Cal ein paar Stunden spazieren, ohne ein bestimmtes Ziel. Er folgt einfach seiner Nase und macht sich mit der neuen Umgebung vertraut. Oft wird er dabei nass, aber das ist okay. Er hat eine große, gewachste Jacke, und so einen Regen wie hier kannte er bis jetzt nicht: ein feiner weicher Schleier, der scheinbar reglos in der Luft hängt. Die meiste Zeit lässt Cal seine Kapuze unten, damit er diesen Schleier auf dem Gesicht spürt. Und er kann nicht nur weiter sehen, er kann auch weiter hören: Das Blöken eines Schafes oder das Brüllen einer Kuh oder der Ruf eines Farmers dringt wie aus meilenweiter Ferne an sein Ohr, durch die Distanz geglättet und besänftigt. Manchmal sieht er einen der Farmer, der irgendwo auf den Weiden arbeitet oder auf einem Traktor einen schmalen Feldweg entlangtuckert, so dass Cal sich in die wuchernde Hecke drücken muss, wenn er ihn passiert und eine Hand zum Gruß hebt. Er ist an kräftig gebauten Frauen vorbeigekommen, die schwere Sachen über vollgestellte Stallhöfe schleppen, an rotwangigen Kleinkindern, die durch Tore zu ihm hochstarren und an den Torstangen lutschen, während dünne Hunde ihn wütend anklaffen. Manchmal singt ein Vogel ein wildes, schrilles Lied über seinem Kopf, oder ein Fasan bricht aus dem Unterholz, wenn Cal näher kommt. Auf dem Rückweg zum Haus hat er dann das Gefühl, dass es richtig war, alles aufzugeben und sich hier niederzulassen.

Zwischen den Spaziergängen, wenn nichts anderes ansteht, arbeitet Cal mehr oder weniger von morgens bis abends am Haus. Gleich nach seiner Ankunft fegte er als Erstes den dicken Kokon aus Spinnweben und Staub, toten Käfern und sonstigem Dreck weg. Dann verglaste er die Fenster neu und tauschte das Klosett und die Badewanne aus – beide waren von jemandem mit einem

Vorschlaghammer und tief sitzender Wut auf Badezimmerinstallationen regelrecht zertrümmert worden –, damit er nicht mehr in ein Erdloch kacken und sich in einem Eimer waschen musste. Cal ist kein Installateur, aber er war schon immer handwerklich geschickt, und er hat Heimwerkervideos auf YouTube, solange das Internet nicht den Geist aufgibt. Er hat's ganz gut hingekriegt.

Danach nahm er sich die Zeit, das Zeug durchzusehen, das in den Räumen zurückgelassen worden war, inspizierte gründlich jedes einzelne Teil. Cal hat keine Ahnung, wer zuletzt hier gewohnt hat, aber Religion muss diesen Leuten wichtig gewesen sein: Sie hatten Bilder mit der heiligen Bernadette, einer enttäuscht wirkenden Jungfrau Maria und von jemandem namens Padre Pio, alle in dünnen, billigen Rahmen und alle von weniger frommen Erben in einer Ecke gestapelt, wo sie vor sich hingilbten. Sie hatten eine Vorliebe für Kondensmilch, wovon fünf Dosen im Küchenschrank standen, allesamt fünfzehn Jahre über ihrem Verfallsdatum. Sie hatten rosa gemusterte Porzellantassen, verrostete Kochtöpfe, zusammengerollte Wachstumischdecken und einen Schuhkarton mit einem altmodischen Paar eleganter Herrenschuhe. Cal war leicht verwundert, keinerlei Hinweise darauf zu finden, dass sich Teenager hier herumgetrieben hatten, keine leeren Bierdosen oder Zigarettkippen oder benutzte Kondome, keine Schmierereien an den Wänden. Er vermutete, dass das Haus dafür zu abgelegen war. Zunächst hielt er das für etwas Gutes. Jetzt ist er da nicht mehr ganz so sicher. Die Möglichkeit, dass Teenager ihrem alten Geheimtreff mal wieder einen Besuch abstatten wollen, wäre ihm noch das liebste Problem.

Die Papiere in dem alten Sekretär erwiesen sich als unwichtig: aus Zeitungen und Illustrierten herausgerissene Artikel, in ordentliche Rechtecke gefaltet. Cal versuchte vergeblich, einen roten Faden zwischen den Artikeln zu finden: Sie handelten unter anderem von der Geschichte der Pfadfinder, dem Anbau von

Zuckererbsen, von Melodien für die Tin Whistle, den irischen Friedenstruppen im Libanon und von einem Rezept für die walisische Variante von Käsetoast namens *Welsh Rarebit*. Cal behielt sie, weil sie in gewisser Weise der Auslöser waren, der ihn hierhergeführt hatte. Die meisten anderen Sachen warf er weg, so auch die Vorhänge, was er jetzt bedauert. Er hat überlegt, den Berg Müllsäcke, der hinter dem Schuppen immer größer wird, nach ihnen zu durchstöbern, aber mittlerweile sind sie bestimmt von irgendwelchen Tieren entweder angenagt oder vollgepinkelt worden.

Er hat Regentrinnen und Fallrohre ersetzt, ist auf das Dach geklettert, um den Schornstein von einem hartnäckigen gelb blühenden Büschel Unkraut zu befreien, hat die alten Eichendielen abgeschliffen und poliert, und seit einigen Tagen bearbeitet er die Wände. Der letzte Bewohner hatte entweder einen erstaunlich unkonventionellen Geschmack oder war irgendwie an ein paar Eimer billige Farbe gekommen. Cals Schlafzimmerwände waren mal in einem dunklen, satten Indigoblau gestrichen, bis die Feuchtigkeit sie mit Schimmelstreifen und hellen Stellen aus nacktem Putz überzog. Das kleinere Schlafzimmer war hell mintgrün. In der Wohnküche war ein rostiges Rotbraun auf wellige Tapeten geklatscht worden. Was genau im Kochbereich geplant war, ist unklar. Es sieht aus, als ob jemand begonnen hätte, ihn zu fliesen, dann aber abgelenkt worden wäre. So viel Mühe hat sich mit dem Bad keiner gemacht: Es ist ein winziges angebautes Kabuff auf der Rückseite des Hauses, mit kahlen Wänden und den Überresten eines grünen Teppichbodens, der die unbehandelten Dielenbretter mehr oder weniger abdeckt. Wenn Cal sich mit seinen ein Meter dreiundneunzig in die Wanne zwingt, berühren seine Knie praktisch sein Kinn. Sobald er den Raum gefliest hat, wird er eine Dusche einbauen, aber das kann warten. Er will die Anstreicherarbeiten erledigen, solange das Wetter noch so gut ist,

dass er die Fenster offen lassen kann. Es hat jetzt schon Tage gegeben, nur einige wenige, an denen der Himmel trübgrau war und die Kälte aus dem Boden aufstieg und der Wind schnurstracks über Hunderte von Meilen und durch das Haus wehte, als wäre es gar nicht da, Tage, die ihm einen warnenden Vorgeschmack auf den Winter gaben. Nichts, was an die Schneeverwehungen und eisigen Temperaturen der Winter in Chicago heranreicht – das weiß er aus dem Internet –, sondern eine ganz eigene Kategorie, etwas Unerbittliches und Hartnäckiges, fast schon verschlagen.

Während Cal isst, betrachtet er sein Tagewerk. An manchen Stellen ist die Tapete im Laufe der Jahre eine Symbiose mit der Wand eingegangen, was die Arbeit erschwert, aber er hat jetzt in über der Hälfte des Raumes den Putz freigelegt. Die Wand um die wuchtige Steinumrandung des Kamins ist noch immer fleckig rotbraun. Zu seiner Verwunderung mag er den Raum so. Er erzählt eine Geschichte. Cal ist kein Künstler, aber wenn er es wäre, könnte er sich vorstellen, das Zimmer erst mal so zu lassen, ein paar Bilder zu malen.

Er hat halb aufgegessen und ist noch ganz in Gedanken, als sein Nacken wieder heiß wird. Diesmal hört er sogar den Auslöser dafür: ein kurzes, tapsiges Stolpern, fast sofort gestoppt, als wäre jemand in dem Unterholz vor seinem Fenster ins Straucheln geraten und hätte sich wieder abgefangen.

Cal nimmt einen weiteren großen Bissen von seinem Sandwich, spült ihn mit einem kräftigen Schluck Bier hinunter und wischt sich Schaum vom Schnurrbart. Er steht schwerfällig vom Stuhl auf, lässt den Kopf kreisen, dass seine Halswirbel knacken, und geht Richtung Bad, eine Hand schon an der Gürtelschnalle.

Das Badezimmerfenster geht so reibungslos und leise auf, als wäre es mit Kontaktspray eingesprüht worden, was es auch wurde. Cal hat außerdem geübt, auf den Toilettenspülkasten und von dort aus dem Fenster zu steigen, und das gelingt ihm sehr

viel geschmeidiger, als man es von jemandem seiner Größe erwarten würde, was aber nichts an der Tatsache ändert, dass er unter anderem deshalb als Streifenbulle aufhörte, weil er es satt hatte, bei der Verfolgung von Ganoven, die irgendwelchen sinnlosen Mist bauen, über unzumutbare Objekte zu klettern, und er hat nicht vor, wieder damit anzufangen. Als er draußen auf der Erde landet, hat er sich den Hintern am Fensterrahmen aufgekratzt, aber sein Herz schaltet hoch in den alten vertrauten Jagdrhythmus, und seine Verärgerung wächst.

Das Beste, was er aufbieten kann, ist ein Stück Rohr, das er von der Arbeit im Bad übrig behalten und in einem Busch versteckt hat. Selbst als er es in Händen hält, fühlt er sich ohne seine Dienstwaffe ungeschützt und zu leichtgewichtig. Er bleibt einen Moment ruhig stehen, wartet, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen, und lauscht, doch die Nacht ist ringsum mit leisen Geräuschen durchsetzt, und er kann keines ausmachen, das bedeutsamer scheint als die anderen. Es ist dunkel geworden, der Mond steht am Himmel, eine scharfe Sichel, über die zerfetzte Wolken jagen und die nur ein schwaches unbeständiges Licht und zu viele Schatten wirft. Cal packt das Rohr fester und bewegt sich mit dem alten geübten Kompromiss zwischen schnell und lautlos zur Hausecke.

Unterhalb des Wohnzimmerfensters zeichnet sich eine kauernde Gestalt ab, reglos, der Kopf gerade hoch genug, um über den Sims zu spähen. Cal schaut sich vorsichtig um, so gut er kann, doch die Wiese drum herum ist leer: offenbar bloß einer. In dem Lichtschein aus der Küche kann er raspelkurze Haare und irgendwas Rötliches ausmachen.

Cal lässt das Rohr fallen und greift an. Er will auf den Typ hechten, ihn zu Boden werfen und dann überlegen, wie es weitergeht, rutscht aber mit dem Fuß auf einem Stein weg. In der einen Sekunde, die er armrudernd das Gleichgewicht wiederfin-

det, springt der Bursche auf und weg. Cal macht einen Satz in die Beinahe-Dunkelheit, bekommt einen Arm zu fassen und reißt mit voller Kraft daran.

Der Kerl fliegt zu leicht nach hinten, und der Arm ist so dünn, dass seine Hand ihn komplett umschließt. Der Arm eines Kindes. Diese Erkenntnis lockert seinen Griff ein wenig. Der Junge windet sich wie eine Wildkatze, stößt zischend den Atem aus und schlägt seine Zähne in Cals Hand.

Cal schreit auf. Der Junge reißt sich los und flitzt wie eine Rakete durch den Garten davon, die Füße im Gras fast geräuschlos. Cal setzt ihm nach, doch in Sekundenschnelle ist der Kerl in das Schattengewirr an der Hecke zur Straße hin getaucht, und als Cal sie erreicht, ist er verschwunden. Cal zwängt sich durchs Gebüsch und blickt die Straße rauf und runter, die durch die Mondschaten der Hecken zu einem bleichen Band verengt ist. Nichts. Er wirft ein paar Steine in die Büsche zu beiden Seiten, will den Jungen aufscheuchen: vergeblich.

Er glaubt nicht, dass der Junge Komplizen hatte – dann hätte er etwas gerufen, damit sie ihm helfen oder um sie zu warnen –, dennoch dreht Cal eine Runde durch den Garten, nur für alle Fälle. Die Krähen schlafen ungestört. Neue Fußspuren in der Erde unter dem Wohnzimmerfenster, dasselbe Profil wie letztes Mal; sonst nirgends. Cal geht in dem dunklen Schatten des Schuppens in Deckung und wartet eine ganze Weile, versucht, seine keuchende Atmung zu beruhigen, aber er hört kein Rascheln in der Hecke, und es stiehlt sich auch kein Schatten über eine der Weiden davon. Bloß dieser eine, und bloß ein Kind. Das nicht zurückkommen wird, zumindest nicht heute Nacht.

Wieder im Haus nimmt er seine Hand in Augenschein. Der Junge hat ihn ordentlich erwischt: drei tiefe Zahnabdrücke und eine blutende Stelle. Cal ist schon einmal gebissen worden, im Dienst, was eine Flut von Papierkram, Befragungen, Bluttests,

juristischen Querelen, Tabletten und Aussagen vor Gericht zur Folge hatte. Er holt seinen Erste-Hilfe-Kasten und weicht die Hand eine Zeitlang in Desinfektionsmittel ein, dann klebt er ein Pflaster drauf.

Sein Essen ist kalt geworden. Er wärmt es in der Mikrowelle auf und setzt sich wieder damit an den Tisch. Johnny Cash singt noch immer, beklagt seine verlorene Rose und seinen verlorenen Sohn mit einer tiefen, gebrochenen Zitterstimme, als wäre er schon ein Geist.

Cal fühlt sich nicht so, wie er eigentlich erwartet hat. Teenager, die den Neuen ausspionieren, das war seine Hoffnung gewesen, das bestmögliche Szenario. Er dachte, er würde ihnen wüste Drohungen hinterherbrüllen, während sie johlend und lachend abhauen und ihm über die Schulter noch ein paar Beleidigungen zurufen, und dann würde er kopfschüttelnd zurück ins Haus gehen und wie ein alter Spießler über die Jugend von heute schimpfen, und damit wäre die Sache erledigt. Vielleicht würden sie ab und zu wiederkommen, um ihn erneut zu ärgern, aber damit könnte Cal leben. Unterdessen würde er sich weiter der Renovierung widmen und seine Musik laut laufen lassen und seine Eier zurechtrücken, wann es ihm verdammt nochmal passt, und seinen Polizisteninstinkt wieder ins Bett packen, wo er hingehört.

Aber er hat nicht das Gefühl, dass die Sache erledigt ist, und sein Polizisteninstinkt bleibt hellwach. Kids, die zum Spaß einen Fremden verarschen, wären im Rudel gekommen, und sie wären lautstark gewesen, aufgekratzt von ihrem eigenen Wagemut wie von Koffein. Er denkt daran, wie reglos der Junge unter dem Fenster kauerte, an seine Stille, als Cal ihn packte, die Giftschlangengewildheit seines Bisses. Dieser Junge hatte nichts Übermütiges an sich.

Er war aus irgendeinem Grund da. Er wird wiederkommen.

Cal isst seinen Teller leer und macht den Abwasch. Er nagelt

eine Abdeckplane vor das Badezimmerfenster und badet rasch. Danach liegt er im Dunkeln auf seiner Matratze, die Hände hinterm Kopf, betrachtet durchs Fenster die wolkenfleckigen Sterne und lauscht Füchsen, die irgendwo draußen auf den Weiden miteinander kämpfen.

2

DER KAPUTTE SEKRETÄR, den Cal aus dem Haus trägt und genauer untersucht, ist älter, als er dachte, und von besserer Qualität: dunkel gebeiztes Eichenholz mit feinen Schnitzereien an der Leiste oberhalb der herunterklappbaren Schreibplatte und an den Unterkanten der Schubladen und mit einem Dutzend kleinen Fächern im oberen Teil. Er hatte ihn in das kleinere Schlafzimmer geschafft, weil er sich erst später damit befassen wollte, aber heute kam er ihm ganz gelegen. Er hat ihn bis ans Ende des Gartens geschleppt, in sorgfältig kalkuliertem Abstand zur Hecke und zum Krähenbaum, den Esstisch als Arbeitsfläche dazugestellt und seine Werkzeugkiste geholt. Diese Werkzeugkiste ist eines der wenigen Dinge, die er mit hierhergebracht hat. Die meisten Werkzeuge darin gehörten mal seinem Grandpa. Sie haben Kratzer und Schrammen und alte Farbspritzer, aber sie funktionieren immer noch besser als der Mist, den man heutzutage in Baumärkten bekommt.

Die größte Beschädigung an dem Sekretär ist eine große gesplitterte Delle auf einer Seite, als hätte derjenige, der das Badezimmer mit dem Vorschlaghammer zerdeppert hat, im Rausgehen noch einmal kurz zugeschlagen. Die hebt Cal sich für später auf, wenn er wieder mehr Routine hat. Er will mit den Laufleisten der Schubladen anfangen. Zwei sind einfach weg, und die anderen zwei sind verzogen und geborsten, so dass sich die Schublade nur mit Mühe bewegen lässt. Er zieht beide Schubladen heraus, kippt den Sekretär nach hinten und fängt an, mit einem Bleistift die Position der verbliebenen Laufleisten zu markieren.

Das Wetter spielt mit: Der Tag ist mild und sonnig, mit einer leichten Brise, kleinen Vögeln in den Hecken und Bienen in den Wildblumen, ein Tag, an dem man Lust bekommt, draußen zu arbeiten. Es ist später Vormittag an einem Schultag, aber aufgrund der bisherigen Vorfälle vermutet Cal, dass er hier nicht zwangsläufig seine Zeit vergeudet. Selbst wenn nicht gleich etwas passiert, mit dem Sekretär wird er genug zu tun haben, bis die Schule aus ist. Er pfeift die alten Folksongs seines Grandpas durch die Zähne und singt immer mal wieder ein paar Zeilen, wenn ihm der Text dazu einfällt.

Als er ein Stück entfernt Schritte im Gras hört, pfeift er weiter und hält den Kopf über den Sekretär gebeugt. Aber kurz darauf drängt etwas achtlos durch die Hecke, und eine nasse Schnauze stupst seinen Ellbogen an: Kojak, Marts zottiger schwarz-weißer Hütehund. Cal richtet sich auf und winkt Mart zu.

»Wie isses?«, erkundigt sich Mart über den Zaun hinweg. Kojak trabt davon, um nachzusehen, was sich alles in Cals Hecke rumgetrieben hat, seit er zuletzt hier war.

»Ganz gut«, sagt Cal. »Und bei dir?«

»Alles bestens.« Mart ist klein, knapp ein Meter siebzig, und drahtig. Er hat flaumiges graues Haar, ein runzeliges Gesicht, eine Nase, die im Laufe der Zeit das ein oder andere Mal gebrochen wurde, und eine große Sammlung von Kopfbedeckungen. Heute trägt er eine Schiebermütze aus Tweed, die aussieht, als wäre sie von irgendeinem Farmtier durchgekaut worden. »Was hast du denn mit dem Ding da vor?«

»Ich bring es wieder auf Vordermann«, sagt Cal. Er versucht, die zweite Laufleiste zu lockern, aber die sitzt fest. Wer auch immer diesen Sekretär vor langer Zeit gebaut hat, verstand was von seinem Handwerk.

»Zeitverschwendung«, erklärt Mart. »Auf diesen Werbe-Websites kriegst du ein halbes Dutzend von denen zum Schnäppchenpreis.«

»Ich brauch nur einen«, sagt Cal. »Und ich hab einen.«

Mart überlegt offensichtlich, ob er ihm widersprechen soll, entscheidet sich aber, lieber etwas Erfreulicheres anzusprechen. »Du siehst gut aus«, sagt er und beäugt Cal von oben bis unten. Mart war von Anfang an geneigt, Cal zu akzeptieren. Er unterhält sich für sein Leben gern und hat in seinen einundsechzig Jahren schon alle im Dorf mehr oder weniger totgequatscht. Für Mart ist Cal praktisch ein Geschenk des Himmels.

»Danke«, sagt Cal. »Du auch.«

»Im Ernst, Mann. Schön schlank. Die Wampe schmilzt dir weg.« Und als Cal, der behutsam an der Laufleiste wackelt, nicht antwortet: »Und weißt du auch, weshalb?«

»Deshalb«, sagt Cal und deutet mit dem Kopf nach hinten zum Haus. »Statt den ganzen Tag an einem Schreibtisch auf dem Hintern zu sitzen.«

Mart schüttelt heftig den Kopf. »Nee. Ich verrat dir, weshalb. Das kommt von dem Fleisch, das du isst. Von den Würstchen und den Speckscheiben, die du bei Noreen kriegst. Ist alles von hier, so frisch, dass es glatt vom Teller hüpfen und dich angrunzen könnte. Tut dir richtig gut.«

»Du bist mir lieber als mein alter Arzt«, sagt Cal.

»Jetzt hör doch mal. Dieses amerikanische Fleisch, das du zu Hause die ganze Zeit gefuttert hast, das ist rammelvoll mit Hormonen. Die pumpen das Vieh damit voll, damit's schnell fett wird. Und was glaubst du wohl, was das Zeug dann im Menschen macht?«

Er wartet auf eine Antwort. »Bestimmt nichts Gutes«, sagt Cal.

»Du gehst davon auseinander wie ein Hefekloß und kriegst Titten wie Dolly Parton. Übles Zeug. Die EU hat's hier komplett verboten. Davon bist du überhaupt erst so dick geworden. Und jetzt, wo du anständiges irisches Fleisch isst, wirst du das Gewicht

ratzfatz wieder los. Dauert nicht mehr lange, dann siehst du aus wie Gene Kelly.«

Mart hat anscheinend gemerkt, dass Cal heute irgendwas durch den Kopf geht, und ist entschlossen, ihn davon abzulenkten. »Du solltest das vermarkten«, sagt Cal. »Marts miraculöser Diät-Speck. Je mehr du isst, desto schlanker wirst du.«

Mart kichert, offenbar zufrieden. »Hab dich gestern in die Stadt fahren sehen«, bemerkt er wie nebenbei. Er blickt blinzelnd durch den Garten zu Kojak hinüber, der sich mit wachsender Energie einem Gebüsch widmet und angestrengt versucht, seine ganze vordere Körperhälfte hineinzuzwängen.

»Ach ja«, sagt Cal und richtet sich auf. Er weiß, worauf Mart aus ist. »Momentchen.« Er geht ins Haus und kommt mit einer Packung Kekse wieder heraus. »Aber nicht alle auf einmal essen«, sagt er.

»Du bist ein echter Gentleman«, sagt Mart fröhlich und nimmt die Kekse über den Zaun entgegen. »Hast du die schon mal probiert?«

Marts Kekse sind eine komplizierte Komposition aus fluffigem rosa Mäusespeck, Marmelade und Kokoscreme und sehen für Cal aus wie etwas, womit man eine Fünfjährige mit dicker Schleife im Haar bestechen könnte, ihren Trotzanfall zu unterbrechen. »Noch nicht«, sagt er.

»Du musst sie stippen, Mann. In den Tee. Der Mäusespeck wird schön weich, und die Marmelade zerfließt dir auf der Zunge. Was Besseres gibt's gar nicht.« Mart stopft die Kekse in die Tasche seiner grünen Wachsjacke. Er bietet nicht an, sie zu bezahlen. Das erste Mal tat Mart so, als wäre das Mitbringen der Kekse eine Ausnahme, nur ein kleiner Gefallen, um einem armen Farmer eine Freude zu machen, und Cal scheute sich, von seinem neuen Nachbarn eine Handvoll Kleingeld zu verlangen. Danach behandelte Mart das Ganze wie eine altbewährte Tradition. Das

amüsierte Zwinkern seiner Augen, wenn Cal ihm mal wieder die Kekse rüberreicht, verrät, dass er ihn auf die Probe stellt.

»Ich bin Kaffeetrinker«, sagt Cal. »Das wäre nicht dasselbe.«

»Aber erzähl bloß Noreen nix hiervon«, warnt Mart ihn. »Dann lässt die sich was anderes einfallen, was sie mir vorenthält. Bildet sich gern ein, dass sie am längeren Hebel sitzt.«

»Apropos Noreen«, sagt Cal. »Falls du ins Dorf fährst, kannst du mir ein paar Scheiben Schinken mitbringen? Hab ich vergessen.«

Mart stößt einen langgezogenen Pfiff aus. »Hast du sie etwa irgendwie geärgert? Ganz schlecht, mein Lieber. Siehst ja, was mir das gebracht hat. Egal, was du angestellt hast, geh mit 'nem fetten Blumenstrauß zu ihr und sag nett Entschuldigung.«

Der wahre Grund ist, dass Cal heute hier am Haus bleiben will. »Nee«, sagt er. »Sie versucht dauernd, mich mit ihrer Schwester zu verkuppeln.«

Marts Augenbrauen schnellen hoch. »Welche Schwester?«

»Helena, hat sie gesagt, glaub ich.«

»Großer Gott, Mann, dann mal los. Im ersten Moment hab ich gedacht, du meinst Fionnuala, aber anscheinend kann Noreen dich gut leiden. Lena hat Köpfchen. Und ihr Mann war ein Geizhals und hat gesoffen wie ein Loch. Gott hab ihn selig, also hat sie keine hohen Erwartungen. Sie reißt dir nicht gleich den Kopf ab, wenn du mit dreckigen Stiefeln reinkommst oder im Bett furzt.«

»Klingt wie eine Frau nach meinem Herzen«, sagt Cal. »Wenn ich eine suchen würde.«

»Und sie ist schön stramm, nicht so klapperdürr wie die jungen Dinger, die du von der Seite aus glatt übersiehst. Eine Frau muss was zum Anfassen haben. Na, na.« Er zeigt mit dem Finger auf Cal, der angefangen hat zu lachen. »Das ist jetzt deine schmutzige Phantasie. Ich red nicht vom Bumsen. Hab ich irgendwas von Bumsen gesagt?«

Cal schüttelt noch immer lachend den Kopf.

»Hab ich nicht. Was ich sagen will ...«, Mart legt die Unterarme auf den Zaun, macht es sich für seine weiteren Ausführungen bequem, »was ich dir sagen will, ist Folgendes: Wenn du eine Frau ins Haus holst, solltest du eine nehmen, die ein bisschen Raum einnimmt. Irgendein dürres Gerippe mit einem dünnen Mäusestimmchen, das den ganzen Tag kein Wort rausbringt, taugt nichts. Da kämst du nicht auf deine Kosten. Wenn du ins Haus kommst, willst du deine Frau sehen und hören. Du willst wissen, dass sie da ist, was hätte es denn sonst für einen Sinn, überhaupt eine zu haben?«

»Überhaupt keinen Sinn«, sagt Cal grinsend. »Lena ist also laut, hm?«

»Du weißt jedenfalls, dass sie da ist. Na los, hol dir selbst deinen Schinken und sag Noreen, sie soll für euch ein Rendezvous arrangieren. Wasch dich mal ordentlich, rasier dir den Wookiee ab und zieh ein schickes Hemd an. Und dann lädst du sie in die Stadt ein, in ein Restaurant. Komm bloß nicht mit ihr runter in den Pub, das Gesindel da würde euch die ganze Zeit bloß anglotzen.«

»Lad du sie doch ein«, sagt Cal.

Mart schnaubt. »Ich hab nie geheiratet.«

»Genau deshalb«, sagt Cal. »Wär doch nicht richtig von mir, mehr laute Frauen in Anspruch zu nehmen, als mir zustehen.«

Mart schüttelt energisch den Kopf. »Ah, nein, nein, nein. Du liegst total falsch. Wie alt bist du? Fünfundvierzig?«

»Achtundvierzig.«

»Sieht man dir nicht an. Dieses Hormonzeug im Fleisch scheint dich jung zu halten.«

»Danke.«

»Jedenfalls: Wenn ein Mann erst mal vierzig ist, hat er sich entweder dran gewöhnt, verheiratet zu sein, oder nicht. Frauen kom-

men andauernd auf irgendwelche Ideen, und ich hab nie gelernt, mich mit anderen Ideen zu befassen als mit meinen eigenen. Du schon.« Diese und andere wesentlichen Informationen hat Mart bei ihrer ersten Begegnung aus Cal herausgeholt, und das mit solch fast unmerklichem Geschick, dass Cal sich wie ein Amateur vorkam.

»Du hast mit deinem Bruder zusammengelebt«, wendet Cal ein. Mart ist immerhin nicht minder auskunftsfreudig: Cal hat alles über den Bruder erfahren, der lieber Kekse mit Vanillefüllung aß, ein fürchterlicher Trottel, der aber eine prima Hilfe beim Lammen war, Mart die Nase gebrochen hat, als er ihm beim Streit um die Fernbedienung einen Schlag mit einem Schraubenschlüssel verpasste, und vor Jahren an einem Schlaganfall starb.

»Der ist nicht auf Ideen gekommen«, sagt Mart im Ton eines Mannes, der ein Totschlagargument auspackt. »Doof wie Schifferscheiße. Ich könnt keine Frau im Haus haben, die auf Ideen kommt. Dass sie vielleicht einen Kronleuchter haben will oder einen Pudel oder dass ich einen Yoga-Kurs machen soll.«

»Du könntest dir eine Dumme suchen«, schlägt Cal vor.

Mart tut das mit einem geräuschvollen Ausatmen ab. »Dummheit hab ich mit meinem Bruder genug gehabt. Aber kennst du Dumbo Gannon? Auf der Farm da hinten?« Er zeigt über die Weiden auf einen langgestreckten Flachbau mit rotem Dach.

»Ja«, sagt Cal, weil er eine Vermutung hat: Einer der alten Männer im Pub, ein kleiner Wicht mit einem Paar Eselsohren, an denen man ihn hochheben könnte.

»Dumbo hat jetzt schon die dritte Frau im Haus. Sollte man nicht meinen, so wie er aussieht und so, aber ich sag's dir. Eine von ihnen ist gestorben, und die andere ist ihm weggelaufen, aber beide Male hatte Dumbo nach nicht mal einem Jahr eine neue. So wie ich mir einen neuen Hund besorgen würde, wenn Kojak mir wegstirbt, oder eine neue Glotze, falls meine den Geist auf-

gibt, so zieht Dumbo los und sucht sich eine neue Frau. Weil er dran gewöhnt ist, dass jemand ihm mit Ideen kommt. Wenn keine Frau da ist, weiß er nicht, was er abends essen oder sich im Fernsehen angucken soll. Und ohne Frau wirst du nicht wissen, wie du die Zimmer in deiner Villa dahinten streichen sollst.«

»Ich nehm erst mal Weiß«, sagt Cal.

»Und was noch?«

»Und Weiß.«

»Na bitte, genau das mein ich«, sagt Mart triumphierend. »Aber da wird nix draus. Du bist dran gewöhnt, dass wer mit Ideen kommt. Du wirst dich umschaun.«

»Ich könnte mir einen Innenarchitekten nehmen«, sagt Cal. »So einen hippen Typen, der alles hellgrün und taupe streichen lässt.«

»Und wo willst du so einen hier in der Gegend finden?«

»Ich lass ihn aus Dublin kommen. Braucht der dann ein Arbeitsvisum?«

»Du wirst es genauso machen wie Dumbo«, erklärt Mart. »Auch wenn du das selbst noch nicht weißt. Ich will nur dafür sorgen, dass du's richtig machst, bevor irgend so eine magere Tussi dich angelt und dir das Leben zur Hölle macht.«

Cal kann nicht sagen, ob Mart irgendwas davon tatsächlich selbst glaubt oder ob er sich das alles bloß aus den Fingern saugt, weil er auf Widerspruch hofft. Mart mag Streitgespräche ebenso sehr wie seine Kekse. Manchmal lässt Cal sich um der guten Nachbarschaft willen darauf ein, aber heute hat er ein paar konkrete Fragen, und danach soll Mart bitte möglichst bald verschwinden. »Vielleicht in ein paar Monaten«, sagt er. »Vorläufig fang ich mit keiner Frau was an. Erst muss das Haus so weit fertig sein, dass ich sie reinlassen kann.«

Mart späht zum Haus hinüber und nickt. »Aber warte nicht zu lange. Lena könnte hier so ziemlich jeden haben.«

»Es hat jahrelang vor sich hin gegammelt«, sagt Cal. »Wird eine Weile dauern, es wieder in Schuss zu bringen. Hast du eine Ahnung, wie lang es leer gestanden hat?«

»Bestimmt fünfzehn Jahre. Vielleicht auch zwanzig.«

»Scheint mir noch länger«, sagt Cal. »Wer hat denn hier gewohnt?«

»Marie O'Shea«, sagt Mart. »Also, die hat nie wieder geheiratet, nachdem Paudge gestorben war, aber Frauen sind nun mal anders. Die heiraten auch, genau wie Männer, aber Frauen haben gern zwischendurch mal Pause. Marie war nur ein Jahr lang Witwe, dann ist sie gestorben. Die hatte gar keine Zeit mehr, mal durchzuschmaufen. Wenn Paudge zehn Jahre früher gestorben wär –«

»Und ihre Kinder wollten das Haus nicht?«

»Die sind alle weggezogen. Zwei nach Australien, eins nach Kanada. Nix gegen deinen Landsitz, aber so toll ist der auch wieder nicht, dass sie deswegen alles stehen und liegen gelassen hätten.«

Kojak hat die Hecke abgeschrieben und kommt schwanzwedelnd zu Cal getrottet, der krault ihn am Ohr. »Wieso haben sie's denn jetzt erst verkauft? Gab's vielleicht Streit darüber, was sie damit machen wollten?«

»Soweit ich weiß, haben sie's erst noch behalten, weil die Preise hochgingen. Die Pappnasen haben gutes Land verkommen lassen, weil sie gedacht haben, es würde ihnen Millionen bringen. Und dann« – Marts Gesicht verzieht sich zu einem schadenfreudigen Grinsen – »kam der Crash, und sie sind's nicht mal mehr für einen Spottpreis losgeworden.«

»Aha«, sagt Cal. Das könnte böses Blut geben, so oder so. »Gab's denn Kaufinteressenten?«

»Meinen Bruder zum Beispiel«, sagt Mart prompt. »Der Vollidiot hat zu viel *Dallas* geguckt. Hat sich schon als Viehbaron gesehen.«

»Du hast doch gesagt, der hatte keine Ideen«, sagt Cal.

»Das war keine Idee, das war eine Flause. Hab ich ihm direkt wieder ausgedet. Aber Frauen lassen sich keine Ideen ausreden. Wenn du die an einer Stelle plattmachst, wachsen sie woanders wieder nach. Da weißt du gar nicht, wo du anfangen und aufhören sollst.«

Kojak drückt sich gegen Cals Bein, die Augen vor lauter Wonne halb geschlossen, und stupst Cals Hand an, sobald er aufhört, ihn zu kraulen. Cal hat vor, sich einen Hund anzuschaffen. Eigentlich wollte er warten, bis er das Haus einigermaßen instand gesetzt hat, aber jetzt findet er, er könnte es auch schon früher tun. »Gibt's hier noch irgendwelche Verwandte von den O'Sheas?«, fragt er. »Ich hab ein paar Sachen gefunden, die sie vielleicht haben wollen.«

»Wenn sie irgendwas gewollt hätten«, bemerkt Mart treffend, »hatten sie zwanzig Jahre Zeit, es zu holen. Was für Sachen?«

»Papiere«, sagte Cal vage. »Bilder. Ich hab gedacht, ich frag lieber mal, bevor ich alles wegschmeiße.«

Mart grinst. »Paudges Nichte Annie wohnt ein paar Meilen die Straße rauf, hinter Moneyscully. Falls du vorhast, ihr das Zeug zu bringen, fahr ich dich hin. Ich will sehen, was Annie für ein Gesicht macht. Ihre Mammy und Paudge konnten sich nicht ausstehen.«

»Ich glaub, ich verzichte«, sagt Cal. »Hat sie vielleicht Kinder, die ein Andenken an ihren Großonkel haben wollen?«

»Alle weggezogen. Dublin oder England. Mach dir mit den Papieren Feuer im Kamin. Oder verkauf sie im Internet an irgendeinen anderen Yankee, der was aus der Heimat seiner Vorfahren haben will.«

Cal kann nicht abschätzen, ob das eine Spitze gegen ihn ist oder nicht. Bei Mart ist er sich da nicht immer sicher, was ihm vermutlich einen Heidenspaß bereitet. »Vielleicht mach ich das«,

sagt er. »Ist sowieso nicht die Heimat meiner Vorfahren. Soweit ich weiß, kamen die nicht aus Irland.«

»Ihr da drüben habt doch sowieso alle ein bisschen was Irisches in euch«, sagt Mart im Brustton der Überzeugung.

»Dann behalt ich den Kram wohl noch«, sagt Cal, gibt Kojak einen letzten Klaps und wendet sich wieder seiner Werkzeugkiste zu. Es klingt nicht so, als würde Annie irgendwen losschicken, um den Familiensitz auszukundschaften. Cal hätte gern irgendwelche Anhaltspunkte, wer der Junge sein könnte. Er dachte, er hätte inzwischen einen ganz guten Überblick über seine nächsten Nachbarn, und irgendwelche Kids sind ihm nicht aufgefallen. Aber als Fremder mittleren Alters rumzulaufen und sich nach Jungs aus der Gegend zu erkundigen, scheint ein Patentrezept zu sein, um sich eine Tracht Prügel und Ziegelsteine durch die Fenster einzuhandeln. Er kramt in der Werkzeugkiste nach einem Beitel.

»Viel Glück mit dem Teil da«, sagt Mart und richtet sich vom Zaun auf. Sein Gesicht verzieht sich dabei zu einer Grimasse. Die lebenslange Arbeit auf der Farm hat Marts Gelenke förmlich pulverisiert, so dass er Schmerzen in den Knien, den Schultern und überall dazwischen hat. »Wenn du damit fertig bist, nimm ich's dir gern als Feuerholz ab.«

»Schinken«, ruft Cal ihm in Erinnerung.

»Früher oder später musst du doch wieder zu Noreen. Du kannst dich noch so lange hier verstecken, die wird's nicht vergessen. Wie gesagt, mein Lieber: Wenn eine Frau sich eine Idee in den Kopf gesetzt hat, bleibt sie dabei.«

»Du kannst ja dann mein Trauzeuge sein«, sagt Cal und schiebt den Beitel unter die Laufleiste.

»Die Schinkenscheiben kosten zwei fünfzig«, informiert Mart ihn.

»Hm«, sagt Cal. »Die Kekse auch.«

Mart prustet los vor Lachen und schlägt so fest auf den Zaun, dass der bedenklich wippt und rappelt. Dann pfeift er Kojak, und die beiden trollen sich.

Cal beugt sich über den Sekretär und schüttelt grinsend den Kopf. Manchmal kommt es ihm so vor, als würde Mart die Rolle der irischen Provinzplaudertasche nur spielen, entweder einfach aus Spaß oder um Cal bei Laune zu halten, damit er ihm weiter seine Kekse besorgt oder was ihm sonst noch so alles einfällt. *Hundertpro*, hätte Donna früher gesagt, als sie beide sich noch gern gegenseitig zum Lachen brachten, *wenn du nicht da bist, trägt er Smoking und redet wie die Queen, hundertpro. Oder aber er trägt seine Yeezy-Sneakers und macht einen auf Kanye West.* Cal denkt nicht mehr ständig an Donna, nicht wie zu Anfang – monatelang hat er verbissen gearbeitet, ohrenbetäubend laute Musik gehört oder die Aufstellungen von Football-Mannschaften runtergebetet wie ein Irrer, sobald sie ihm in den Sinn kam, aber schließlich hat er's geschafft. Sie schleicht sich immer mal wieder in seinen Kopf, aber eigentlich nur noch, wenn er auf irgendwas stößt, worüber sie lächeln müsste. Er hat Donnas Lächeln immer geliebt. Es war spontan und echt und ließ jedes Fältchen in ihrem Gesicht nach oben schnellen.

Nachdem er so manchen Kollegen erlebt hatte, der diesen Prozess durchlaufen musste, nahm er an, dass er im betrunkenen Zustand stärker den Drang haben würde, sie anzurufen, deshalb ließ er eine Weile die Finger vom Alkohol, doch dann stellte sich heraus, dass seine Befürchtung unbegründet war. Nach ein paar Bier fühlt es sich an, als wäre Donna eine Million Meilen weit weg, in einer anderen Dimension, wo sie kein Telefon erreichen kann. Schwach wird er nur, wenn sie ihn überrumpelt, wenn sie so wie jetzt an einem arglosen Herbstmorgen plötzlich so klar und lebendig in seinem Kopf auftaucht, dass er sie fast riechen kann. Dann vergisst er, warum er nicht zum Handy greifen sollte, *Hey,*

Darling, hör mal. Wahrscheinlich sollte er ihre Nummer löschen, aber es könnte ja sein, dass sie mal über Alyssa reden müssen, und außerdem kennt er sie ohnehin auswendig.

Die Laufleiste löst sich endlich, und Cal zieht die alten verrosteten Nägel mit einer Zange heraus. Er misst die Leiste ab und schreibt die Maße darauf. Als er das erste Mal im Baumarkt war, hat er unterschiedlich große Holzlatten gekauft, weil er die Werkzeugkiste hatte und weil man ja nie weiß. Ein langes Stück Kiefernholz hat ungefähr die richtige Breite für die Laufleiste. Es ist ein bisschen zu dick, aber nicht viel. Cal befestigt es mit einer Schraubzwinge am Tisch und fängt an, es abzuhobeln.

Zu Hause hätte er sich vorgenommen, den Jungen noch einmal zu erwischen, diesmal fester zuzugreifen und ihm eine Standpauke zu halten – über Hausfriedensbruch, Körperverletzung, Jugendstrafen und was mit Kids passiert, die sich mit Cops anlegen –, um ihn dann mit einem Klaps auf den Hinterkopf und einem kräftigen Schubs runter von seinem Grundstück zu befördern. Hier, wo er kein Cop ist und wo das Gefühl, nicht zu wissen, was er damit womöglich in Gang setzt, immer stärker wird, kommt nichts davon in Frage. Was er auch tut, er muss clever und mit Fingerspitzengefühl vorgehen.

Er hobelt das Holzstück auf die passende Dicke, zeichnet zwei Linien darauf ein und sägt an ihnen entlang je einen halben Zentimeter tief. Er hatte sich vage gefragt, ob er überhaupt noch mit den Werkzeugen umgehen kann, doch seine Hände erinnern sich: Die Werkzeuge sind griffig, als wären sie noch warm von seiner letzten Arbeit, und gleiten problemlos durch das Holz. Ein gutes Gefühl. Er pfeift wieder, diesmal ohne irgendwelche Melodien, schlägt den Vögeln bloß lustige kleine Triller und Riffs vor.

Es wird allmählich warm, so dass Cal seine Arbeit kurz unterbrechen muss, um sein Sweatshirt auszuziehen. Er fängt an,

in aller Ruhe das Holz zwischen den beiden eingesägten Linien auszustemmen. Er hat's nicht eilig. Der Junge, wer immer er ist, will irgendwas. Cal bietet ihm die Gelegenheit, es sich zu holen.

Das erste Geräusch, das er von irgendwo hinter der Hecke hört, wird von seinem Pfeifen und dem Schaben des Beitel über-tönt, weshalb er sich seiner Sache nicht sicher ist. Er blickt nicht auf. Er nimmt sein Maßband und misst die Nut, die er macht: lang genug für eine Laufleiste. Als er um den Tisch geht, um nach seiner Säge zu greifen, hört er es wieder: ein deutliches Knacken von Zweigen, als würde jemand hindurchkriechen oder sich dort herumdrücken.

Cal blickt zur Hecke, als er sich nach der Säge bückt. »Wenn du schon zuguckst«, sagt er, »kannst du dir auch aus der Nähe anschauen, was ich hier mache. Komm her und hilf mir ein bisschen.«

Die Stille hinter der Hecke ist absolut. Cal spürt sie förmlich vibrieren.

Er sägt die Laufleiste ab, pustet den Staub weg und hält sie probeweise an die alte. Dann wirft er sie lässig und locker Richtung Hecke, gefolgt von einem Bogen Schleifpapier. »Hier«, sagt er zur Hecke. »Schmirgel das glatt.«

Er nimmt wieder Beitel und Hammer und macht sich daran, die Nut weiter auszustemmen. Die Stille dauert so lange an, dass er schon denkt, er hätte sich verkalkuliert. Dann hört er ein Rascheln, als würde sich jemand langsam und vorsichtig durch die Hecke schieben.

Cal arbeitet weiter. Aus dem Augenwinkel sieht er irgendetwas Rotes. Nach einer ganzen Weile hört er das Schaben von Schleifpapier, linkisch und unfachmännisch, unterbrochen von längeren Aussetzern.

»Muss kein Kunstwerk werden«, sagt er. »Die kommt in den

Sekretär da, kriegt kein Mensch zu sehen. Nur die Splitter müssen abgeschliffen werden. Streich in Richtung der Maserung, nicht quer dazu.«

Pause. Erneutes Schleifen.

»Wir machen hier gerade Laufleisten für Schubladen«, sagt er. »Schon mal welche gesehen?«

Er blickt auf. Es ist der Junge von letzter Nacht, klar. Er steht knapp vier Meter entfernt auf der Wiese und starrt Cal an, jeder Muskel angespannt, bereit zur Flucht, falls es sein muss. Mattbraune, kurz geschorene Haare, schlabberiger, rot verwaschener Hoodie, schäbige Jeans. Er ist schätzungsweise zwölf.

Er schüttelt den Kopf, ein kurzer Ruck.

»Die sorgen dafür, dass die Schublade nicht wackelt und sich leicht rausziehen und reinschieben lässt. An der Schublade ist ein Teil, das genau in die Nut da reinpasst.« Cal beugt sich zu dem Sekretär, schön langsam, und zeigt darauf. Die Augen des Jungen folgen jeder seiner Bewegungen. »Die alten waren nicht mehr zu gebrauchen.«

Er stemmt weiter aus. »Das hier könnte man leichter mit einer Fräse machen oder einer Tischsäge«, sagt er, »aber so was hab ich nicht hier. Zum Glück war mein Grandpa Hobbyschreiner. Er hat mir gezeigt, wie man das per Hand macht, als ich etwa in deinem Alter war. Schon mal mit Holz gearbeitet?«

Er schielt wieder zu dem Jungen hinüber, und der schüttelt erneut den Kopf. Er ist drahtig gebaut, die Sorte, die so schnell ist, wie sie aussieht, und stärker, als man denkt. Beides hat Cal bereits letzte Nacht festgestellt. Das Gesicht ist durchschnittlich: noch ein kleiner Rest Babyweichheit, keine besonders markanten oder feinen Züge, nicht gutausgehend oder hässlich; auffällig sind nur das trotziges Kinn und ein graues Augenpaar, das Cal fixiert, als würde es ihn durch eine CIA-mäßige Datenbank laufen lassen.

»Tja«, sagt Cal. »Jetzt schon. Moderne Schubladen haben Metallschienen, aber der Sekretär hier ist alt. Wie alt genau kann ich dir nicht sagen. Ist nicht mein Fachgebiet. Wäre natürlich schön, wenn das Ding eine echte Kostbarkeit wäre, aber wahrscheinlich ist es bloß eine wertlose alte Kiste. Trotzdem gefällt er mir. Ich will versuchen, ihn wieder in Schuss zu bringen.«

Er redet, wie er mit einem streunenden Köter in seinem Garten reden würde, ruhig und gleichmäßig, ohne groß darüber nachzudenken, was genau er eigentlich sagt. Der Junge fängt an, schneller und sicherer zu schleifen, kriegt allmählich den Dreh raus.

Cal misst die Nut und sägt die nächste Laufleiste ab. »Die müsste langsam gut sein«, sagt er. »Lass mal sehen.«

»Wenn die für 'ne Schublade ist«, sagt der Junge, »muss die richtig glatt sein. Sonst klemmt die.«

Seine Stimme ist hell und deutlich, noch nicht im Stimmbruch, und sein Akzent ist fast so stark wie der von Mart. Und er ist nicht blöd. »Stimmt«, sagt Cal. »Dann mach weiter und lass dir Zeit.«

Er stellt sich so hin, dass er den Jungen aus dem Augenwinkel sehen kann, während er weiter Holz ausstemmt. Der Junge nimmt die Arbeit ernst, überprüft sorgfältig alle Kanten und Flächen mit dem Finger, schleift alles wieder und wieder ab, bis er zufrieden ist. Schließlich blickt er auf und wirft Cal die Laufleiste zu.

Cal fängt sie auf. »Gut gemacht«, sagt er, während er prüfend mit dem Daumen darüber fährt. »Guck mal.« Er drückt sie auf den Zapfen an der Seite der Schublade und schiebt sie hin und her. Der Junge reckt den Hals, um besser sehen zu können, kommt aber nicht näher.

»Glatt wie Butter«, sagt Cal. »Wir werden sie später noch wachsen, damit sie ein kleines bisschen leichter gleitet, aber eigentlich ist das schon nicht mehr nötig. Nimm die nächste.«

Als er nach der zweiten Laufleiste greift, huschen die Augen des Jungen zu dem Pflaster an seiner Hand.

»Oh ja«, sagt Cal. Er hält die Hand hoch, damit der Junge sie sich anschauen kann. »Wenn sich das entzündet, werd ich stinksauer auf dich.«

Die Augen des Jungen weiten sich ebenso blitzartig, wie sich seine Muskeln anspannen. Er ist drauf und dran wegzulaufen, seine Fußspitzen berühren kaum noch das Gras.

»Du hast mich beobachtet«, sagt Cal. »Gibt's dafür einen bestimmten Grund?«

Nach einem Moment schüttelt der Junge den Kopf. Er ist noch immer fluchtbereit, beobachtet ganz genau, ob Cal irgendwelche plötzlichen Bewegungen macht.

»Willst du irgendwas wissen? Falls ja, wär das nämlich jetzt ein richtig guter Zeitpunkt, um mich einfach zu fragen, von Mann zu Mann.«

Wieder schüttelt der Junge den Kopf.

»Hast du irgendwelche Probleme mit mir?«

Erneutes Kopfschütteln, diesmal heftiger.

»Hast du vor, mich zu beklaunen? Das wäre nämlich ein ziemlich blöder Einfall. Außerdem, falls das Teil hier sich nicht doch noch als kostbare Antiquität entpuppt, hab ich nix, was zu klauen sich lohnen würde.«

Vehementes Kopfschütteln.

»Hat dich wer geschickt?«

Ungläubige Grimasse, als hätte Cal was total Abwegiges gesagt.
»Nee.«

»Machst du so was öfter? Leute beobachten?«

»Nein!«

»Wieso dann?«

Nach einem Moment zuckt der Junge mit den Achseln.

Cal wartet, doch es kommt keine weitere Antwort. »Okay«,

sagt er schließlich. »Ist mir ziemlich egal, warum du's gemacht hast. Aber jetzt ist Schluss mit dem Quatsch. Wenn du demnächst wieder Lust hast, mich zu beobachten, dann tust du das so wie jetzt. Offen. Ich sag das kein zweites Mal. Haben wir uns verstanden?«

Der Junge sagt: »Klar.«

»Gut«, sagt Cal. »Hast du auch einen Namen?«

Jetzt, wo der der Junge weiß, dass er nicht jeden Moment abhauen muss, hat er sich ein bisschen entspannt. »Trey.«

»Trey«, sagt Cal. »Ich bin Cal.« Der Junge nickt, einmal kurz, als würde das nur etwas bestätigen, was er schon wusste. »Bist du immer so gesprächig?«

Der Junge zuckt die Achseln.

»Ich brauch jetzt einen Kaffee«, sagt Cal. »Und dazu ein paar Kekse. Willst du auch welche?«

Falls dem Jungen beigebracht wurde, sich vor Fremden in Acht zu nehmen, ist das ein schlechtes Angebot, aber Cal hat nicht das Gefühl, dass ihm überhaupt viel beigebracht worden ist. Und tatsächlich nickt er.

»Hast du dir verdient«, sagt Cal. »Bin gleich wieder da. Schmirgel die hier solange ab.« Er wirft Trey die zweite Laufleiste zu und geht durch den Garten zum Haus, ohne sich umzudrehen.

Drunten macht er sich eine Tasse Instantkaffee und holt die Packung Schokokekse aus dem Schrank. Vielleicht bringen die Trey zum Reden, obwohl Cal da skeptisch ist. Er wird nicht schlau aus dem Jungen. Vielleicht hat er das ein oder andere Mal gelogen, vielleicht auch nicht. Das Einzige, was Cal bei ihm erkennt, ist eine Getriebenheit, derart konzentriert, dass sie in der Luft um ihn herum flimmert wie Hitze, die von einer Straße aufsteigt.

Als Cal wieder nach draußen geht, schnuppert Kojak in dem Gebüsch unten am Schuppen herum, und Mart lehnt am Zaun, mit einer Packung Schinkenscheiben locker in einer Hand. »Ich

fass es nicht«, sagt er und beäugt den Sekretär, »das Ding lebt noch. Dann krieg ich mein Feuerholz doch nicht so bald.«

Die abgeschmirgelte Laufleiste und das Schleifpapier liegen im Gras. Der Junge namens Trey ist verschwunden, als wäre er nie da gewesen.

DIE NÄCHSTEN PAAR Tage lässt Trey sich nicht blicken. Cal deutet das nicht so, als wäre die Sache erledigt. Der Junge kam ihm vor wie ein wildes Geschöpf, wilder als die meisten, und nach einer unerwarteten Begegnung brauchen wilde Geschöpfe oft etwas Zeit, um sich zu beruhigen, ehe sie entscheiden, was sie als Nächstes tun.

Es regnet Tag und Nacht, sanft, aber beharrlich, so dass Cal den Sekretär zurück ins Haus schafft und sich wieder die Tapeten vornimmt. Er genießt diesen Regen. Er ist ohne jede Aggression; sein stetiger Rhythmus und die Gerüche, die er durch die Fenster trägt, mildern den schäbigen Zustand des Hauses und machen es irgendwie gemütlich. Cal sieht mittlerweile, wie der Regen die Landschaft verändert, die Grüntöne satter macht und die Wildblumen sprießen lässt. Wie ein Verbündeter fühlt sich der Regen hier an, nicht so lästig wie in der Stadt.

Cal ist einigermaßen sicher, dass der Junge nichts in seinem Haus anstellen wird, wenn er unterwegs ist, so sicher, dass er am Samstagabend, als der Regen endlich aufhört, runter in den Dorfpub geht. Der liegt zwei Meilen entfernt, weit genug, um bei schlechtem Wetter lieber zu Hause zu bleiben. Mart und die anderen alten Männer im Pub finden es urkomisch, dass er immer zu Fuß geht, und machen sich manchmal auf dem Heimweg einen Scherz daraus, neben ihm herzufahren und ihn anzufeuern oder Geräusche von sich zu geben, als würden sie eine Schafherde antreiben. Cal glaubt, dass sein Auto, ein lauter, brummiger, be-

tagter Mitsubishi-Pajero, auffällig genug ist, um die Aufmerksamkeit jedes gelangweilten Polizisten zu wecken, der gerade durch die Gegend gondelt, und dass es unklug wäre, mit Alkohol am Steuer erwischt zu werden, während er noch immer auf seinen Waffenschein wartet, der ihm verweigert werden könnte.

»Die sollten dir sowieso keine Kanone erlauben«, hat Barty der Barmann gesagt, als Cal ihm das erklärte.

»Wieso nicht?«

»Weil du Amerikaner bist. Ihr seid doch da drüben alle total verrückt mit euren Waffen. Ballert immer gleich drauflos. Knallt irgendeinen Kerl ab, weil er euch die letzte Packung Twinkies vor der Nase weggeschnappt hat. Wir hätten hier keine ruhige Minute mehr.«

»Was weißt du denn schon über Twinkies?«, fragte Mart aus der Ecke, wo er und zwei seiner Kumpel sich mit ihren Pints niedergelassen haben. Als Cals Nachbar fühlt Mart sich verpflichtet, ihn zu verteidigen, wenn er zu sehr auf die Schippe genommen wird. »Als hättest du in deinem Leben schon mal Twinkies gesehen.«

»Ich hab ja wohl zwei Jahre in New York Bier gezapft. Ich hab Twinkies probiert. Schmecken zum Kotzen.«

»Und hat da irgendwer auf dich geschossen?«

»Nee. Hat sich keiner getraut.«

»Wär aber besser gewesen«, sagt einer von Marts Kumpeln. »Dann hätten wir vielleicht einen Wirt, der ein anständiges Bier mit 'ner schönen Schaumkrone zapfen kann.«

»Du hast Hausverbot«, sagte Barty zu ihm. »Und das hätte mal einer versuchen sollen.«

»Na bitte«, sagte Mart triumphierend. »Und bei Noreen gibt's sowieso keine Twinkies. Also lass dem Kerl sein Gewehr und gib ihm ein Pint.«

Der Pub heißt *Seán Óg's*, wie schiefe gälische Buchstaben über

der Tür verkünden, und er befindet sich in demselben schäbigen cremefarbenen Haus wie der Laden. Tagsüber gehen die Leute dazwischen hin und her, kaufen Zigaretten, die sie im Pub rauchen, oder nehmen ihr Bier mit in den Laden, wo sie sich auf die Theke lehnen und mit Noreen plaudern, aber abends ist die Verbindungstür abgeschlossen, es sei denn, Bart braucht Brot und Schinken, weil jemand ein Sandwich bestellt hat. Es ist ein kleiner Pub mit niedriger Decke, rotem Linoleumboden, auf dem scheinbar wahllos ausgefrante Teppichstücke verteilt liegen, einer bunt zusammengewürfelten Sammlung von abgewetzten Barhockern, grellgrünen PVC-Bänken um wackelige Holztische, einer breiten Palette von Wimpeln und Fähnchen zum Thema Bier und einem von Spinnweben durchzogenen Fischernetz an der Decke. Wer auch immer das Netz aufgehängt hat, zum krönenden Abschluss hat er darin ein paar Glaskugeln künstlerisch verteilt. Im Laufe der Jahre haben Stammgäste diese Deko um zahlreiche Bierdeckel, einen Gummistiefel und eine einarmige Superman-Figur bereichert.

Das *Seán Óg's* ist für seine Verhältnisse heute gerammelt voll. Mart und ein paar Freunde von ihm sind in ihrer Ecke und spielen Karten mit zwei unscheinbaren, Trainingsanzug tragenden jungen Burschen, die sie irgendwie geködert haben. Als Cal das erste Mal sah, wie Mart und seine Kumpel Spielkarten auspackten, rechnete er mit Poker, aber ihr Spiel nennt sich *Twenty-Five*, und sie spielen es mit einer Geschwindigkeit und Hingabe, die in keinem Verhältnis zu dem kleinen Häuflein Münzen auf dem Tisch stehen. Anscheinend läuft das Spiel am besten mit vier oder fünf Leuten, und wenn sonst niemand greifbar ist, versuchen sie, Cal einzuspannen. Da er weiß, wann er chancenlos ist, lässt er lieber die Finger davon. Die jungen Burschen werden ihren Lohn verspielen, falls sie Lohn bekommen, was Cal für eher unwahrscheinlich hält.

Eine ähnliche Männergruppe sitzt an der Bar und debattiert. Eine dritte Gruppe ist in einer anderen Ecke, wo einer auf der Tin Whistle eine schwungvolle Melodie spielt und die anderen sich im Takt auf die Knie klopfen. Eine Frau namens Deirdre sitzt allein auf einer Bank. Sie hält ein kleines Glas mit beiden Händen und starrt ins Leere. Cal weiß nicht, was genau Deirdre eigentlich macht, aber er hat eine ungefähre Vorstellung. Sie ist irgendwas zwischen vierzig und fünfzig, eine mollige Frau mit deprimierenden Kleidern und einem beunruhigend leeren Blick in den großen Augen unter hängenden Lidern. Mitunter spendiert ihr einer der alten Kerle einen doppelten Whiskey und setzt sich neben sie. Dann trinken sie beide, ohne ein Wort zu reden, und schließlich gehen sie gemeinsam, noch immer schweigend. Cal hat nicht die Absicht, irgendwelche Fragen zu diesem Ablauf zu stellen.

Er setzt sich an die Bar, bestellt bei Barty ein Pint Smithwick's und hört eine Weile der Musik zu. Er kriegt noch nicht alle Namen hier auf die Reihe, aber er kennt die meisten Gesichter und kann grob einschätzen, wer mit wem was zu tun hat. Das ist verzeihlich, denn die Stammkundschaft im *Seán Óg's* besteht aus einer wechselnden Besetzung von glatt rasierten weißen Männern über vierzig, die alle mehr oder weniger die gleichen Arbeitshosen und wattierten Westen und uralten Pullover tragen, und die meisten von ihnen sehen aus, als wären sie verwandt; doch die Wahrheit ist, dass Cal, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang jeden, den er durch die Polizeiarbeit kennenlernte, in eine komplizierte mentale Datenbank einspeiste, das entspannte Gefühl genießt, sich nicht merken zu müssen, ob Sonny der mit der lauten Lache ist oder der mit den Blumenkohlhören. Er hat ein gutes Gespür dafür, wen er meiden sollte und mit wem er sich worüber unterhalten kann, falls er Lust auf ein Gespräch hat, und er findet, das ist ganz okay so.

Heute Abend will er Musik hören. Bevor er hierherzog, hatte

er noch nie eine Tin Whistle gesehen. Er glaubt kaum, dass ihm der Klang in einem Schulkonzert oder einer Polizeibar in Chicago gefallen würde, aber hier gehört er irgendwie hin: Er passt zu der warmen, rauen Urwüchsigkeit des Pubs und lässt ihn deutlich die stillen Weiten spüren, die sich außerhalb dieser vier Wände in alle Richtungen erstrecken. Wenn der spindeldürre alte Musiker sie ein paarmal im Monat auspackt, geht Cal stets zu den Plauderern auf Abstand und hört ihm zu.

Deshalb hat er sein zweites Pint schon halb getrunken, bevor er das Gerangel hinten an der Theke registriert. Es lässt ihn aufhorchen, weil es ungewöhnlich klingt. Die meisten Streitereien hier sind altvertraut und können sich über Jahre oder Jahrzehnte hinziehen, um regelmäßig wieder aufzuflackern, wenn es nichts Neues zu debattieren gibt. Sie drehen sich um Methoden der Viehhaltung, die relative Nutzlosigkeit von einigen lokalen und nationalen Politikern, ob die Mauer auf der Westseite der Straße nach Strokestown durch einen Zaun ersetzt werden sollte und ob Tommy Moynihans schicker Wintergarten ein hübsches Beispiel für moderne Wohnkultur ist oder der Beweis dafür, dass er die Nase zu hoch trägt. Jeder kennt längst die Meinung der anderen zu diesen Fragen – nur nicht die von Mart, weil er dazu neigt, regelmäßig die Seiten zu wechseln, damit die Sache interessant bleibt – und ist auf Cals Beitrag erpicht, um das Gespräch ein bisschen aufzumischen.

Dieser Streit klingt anders, lauter und wüster, wie einer, den sie nicht geübt haben. »So was macht kein Hund«, sagt der Mann am Ende der Theke trotzig. Er ist klein und rund mit einem kleinen runden Kopf obendrauf, und er ist oft die Zielscheibe von irgendwelchen Witzen. Meistens scheint ihm das nicht viel auszumachen, jetzt jedoch läuft er rot an vor heftiger Entrüstung. »Habt ihr euch die Wunden mal angesehen? Die waren nicht von irgendwelchen Zähnen.«

»Was glaubst du denn, wovon die waren?«, will der große glatzköpfige Schrank von Mann neben Cal wissen. »Von Elfen?«

»Leck mich. Ich sag bloß, das war kein Tier.«

»Nicht schon wieder die Scheißaliens«, sagt der Dritte und blickt von seinem Pint auf. Er ist ein langer, trister Strich in der Landschaft und hat seine Mütze tief ins Gesicht gezogen. Cal hat ihn bislang höchstens fünf Sätze sagen hören.

»Mach dich nicht drüber lustig«, blafft der Kleine ihn an. »Das sagst du bloß, weil du von nix eine Ahnung hast. Wenn du mal gucken würdest, was genau über deinem Dickschädel los ist –«

»Würd' mir 'ne Krähe ins Auge kacken.«

»Wir fragen *ihn* mal«, sagt der große Kerl und deutet mit dem Daumen auf Cal. »Der ist unparteiisch.«

»Klar, und was soll er bitte dazu sagen?«

Der große Kerl – Cal ist ziemlich sicher, dass er Senan heißt, und meistens hat er das letzte Wort – ignoriert das. »Hör mal«, sagt er, dreht seinen massigen Körper auf dem Barhocker und blickt Cal an. »Vorletzte Nacht hat irgendwas eins von Bobbys Schafen getötet. Hat die Gurgel, die Zunge, die Augen und den Arsch rausgerissen und den Rest liegen gelassen.«

»Rausgeschnitten«, sagt Bobby.

Senan überhört ihn. »Was, meinst du, kann das gemacht haben, hä?«

»Nicht mein Fachgebiet«, sagt Cal.

»Ich will ja keine wissenschaftliche Expertenmeinung. Mir geht's um gesunden Menschenverstand. Was hat das gemacht?«

»Wenn ich ein Spieler wäre«, sagt Cal, »würde ich auf irgendein Tier setzen.«

»Was für ein Tier denn?«, fragt Bobby. »Hier bei uns gibt's keine Kojoten oder Berglöwen. Ein Fuchs traut sich nicht an ein ausgewachsenes Mutterschaf ran. Ein wildernder Hund hätt's in Stücke gerissen.«

Cal zuckt die Achseln. »Vielleicht ist ihm ein Hund an die Gurgel gegangen und ist dann von irgendwas verscheucht worden. Den Rest könnten Vögel erledigt haben.«

Das wird mit kurzem Schweigen und einer hochgezogenen Augenbraue von Senan quittiert. Sie hatten ihn als Städter abgestempelt, was nur zum Teil stimmt. Sie taxieren ihn neu.

»Na bitte«, sagt Senan zu Bobby. »Und du machst uns mit deinen Aliens zur Lachnummer. Das erzählt er demnächst in Amerika rum, und dann denken die, wir sind ein Haufen bescheuerter Wilder, die jeden Mist glauben.«

»In Amerika gibt's auch Aliens«, sagte Bobby trotzig. »Noch mehr als sonst wo.«

»Scheißaliens gibt's *nirgendwo*.«

»Ein halbes Dutzend Leute haben letztes Frühjahr die Lichter gesehen. Was meinst du denn, was das war? Die Elfen?«

»Das war Malachy Dwyers Selbstgebrannter. Ein paar Schluck davon, dann seh ich auch Lichter. Einmal, als ich nachts von Malachy nach Hause gegangen bin, hab ich ein weißes Pferd mit einem Bowlerhut auf dem Kopf gesehen, das vor mir über die Straße gegangen ist.«

»Hat das dein Schaf umgebracht?«

»Hätte mich fast umgebracht. Ich hab mich so erschrocken, dass ich mit dem Arsch im Graben gelandet bin.«

Cal sitzt entspannt auf seinem Hocker, trinkt sein Bier und kostet die Situation aus. Diese Männer erinnern ihn an seinen Grandpa und dessen Freunde, die oft zusammen in trauter Runde auf der Veranda saßen und sich gegenseitig auf den Arm nahmen. Oder an den Umgangston in seinem Dezernat, bevor sich eine Treibsandschicht aus echter Boshaftigkeit über die spaßigen Bemerkungen legte oder vielleicht nur bevor er anfang, diese Boshaftigkeit zu bemerken.

»Mein Grandpa und drei Freunde von ihm haben mal ein

UFO gesehen«, sagt er, um das Gespräch ein bisschen zu füttern. »Die waren abends in der Dämmerung draußen auf Jagd, und da kam ein großes schwarzes Dreieck mit grünen Lichtern an den Ecken angefliegen und hat eine Weile über ihnen geschwebt. Völlig lautlos. Mein Grandpa hat gesagt, sie hätten sich fast in die Hose gemacht.«

»Ach du Schande«, sagt Senan angewidert. »Jetzt fängst du auch noch an. Hat denn hier keiner ein bisschen Grips im Schädel?«

»Ha«, sagt Bobby triumphierend. »Hast du das gehört? Und du hast Schiss, was der Yankee über uns denkt.«

»Jetzt krieg dich mal ein. Das sagt er bloß dir zuliebe.«

»Mein Grandpa hat hoch und heilig geschworen, dass das stimmt«, sagt Cal grinsend.

»Hat dein Grandpa zufällig irgendwelche Schwarzbrenner gekannt?«

»Ein paar.«

»Ich glaub, er hat sie verdammt gut gekannt. Jetzt überleg doch mal«, sagt Senan, dreht sich zu Bobby um und zeigt mit seinem Glas auf ihn. Diese Debatte hat das Zeug, ins feste Repertoire aufgenommen zu werden. »Sagen wir, es gibt da draußen Aliens. Sagen wir, die haben jede Menge Zeit und Technologie reingesteckt, um zig Lichtjahre vom Mars oder egal woher zur Erde zu fliegen, den ganzen weiten Weg. Die hätten sich eine ganze Herde Zebras suchen können, um ihre Experimente zu machen, oder ein strammes Nashorn, oder sie hätten runter nach Australien zischen und sich ein paar Kängurus und Koalas oder so Zeug schnappen können, nur so aus Jux. Aber nein« – er wird lauter, um Bobby zu übertönen, der widersprechen will –, »aber nein, die kommen hierher und begnügen sich mit einem von deinen Schafen. Sind die alle bescheuert, da oben auf'm Mars? Haben die sie nicht mehr alle?«

Bobby regt sich wieder auf. »Meine Schafe sind eins a. Die sind

besser als irgendwelche Scheißkoalas. Besser als deine mageren, fußlahmen –«

Cal hört nicht mehr zu. Das Gespräch an Marts Tisch hat eine andere Qualität angenommen. »Ich hab zwanzig gesetzt«, sagt einer der jungen Typen in einem Ton, den Cal wiedererkennt. Es ist der beleidigte Ton von jemandem, der allen unnötig den Abend versauen wird, weil er stur dabei bleibt, dass er keine Ahnung hat, wie die Crackpfeife in seine Hosentasche gekommen ist.

»Nix da«, sagt einer von Marts Kumpeln. »Du hast fünfundzwanzig gesetzt.«

»Nennst du mich einen Betrüger?«

Der Typ ist Mitte zwanzig, zu weich und zu blass für einen Farmer, klein, mit fettigen dunklen Fransenhaaren und etwas, das den Ehrgeiz hat, irgendwann mal ein Schnurrbart zu werden. Cal hat ihn schon ein paarmal hinten im Pub mit einigen anderen jungen Typen gesehen, die ihn einen Tick zu lange anstarren. Ohne je mit dem Burschen geredet zu haben, ist er ziemlich sicher, dass er einige Fakten über ihn aufzählen könnte.

»Ich nenn dich gar nix, wenn du den Pot zurücklegst«, sagt Marts Kumpel.

»Ich hab ihn gewonnen. Ganz regulär.«

Die Diskussion hinter Cal ist verstummt, ebenso wie die Tin Whistle. Der jähe Gedanke, dass er unbewaffnet ist, löst einen heftigen Adrenalinstoß bei Cal aus. Diesem Burschen wäre zuzutrauen, dass er eine Glocke trägt, um sich wie ein knallharter Gangster zu fühlen, aber keine Ahnung hat, wie man damit umgeht. Cal braucht einen Moment, um sich klarzumachen, dass das in dieser Umgebung eher unwahrscheinlich ist.

»Du hast doch gehört, dass ich zwanzig gesagt hab«, sagt der dickliche Typ zu seinem Freund. »Na los, sag's ihnen.«

Der Freund ist schlaksig und großfüßig, mit vorstehenden Zähnen, die seinen langen Unterkiefer runterhängen lassen, und

der Ausstrahlung eines Menschen, der immer als Letzter mitbekommt, was gerade passiert ist. »Ich hab nicht richtig hingehört«, sagt er blinzelnd. »Aber sind doch nur ein paar Piepen, Donie.«

»Keiner nennt mich einen Falschspieler«, sagt Donie. Er nimmt einen stieräugigen Blick an, der Cal nicht gefällt.

»Ich schon«, erklärt Mart ihm. »Du bist ein Falschspieler, und weißt du, was noch schlimmer ist? Du bist auch noch ein grotenschlechter. Jedes Baby könnte das besser.«

Donie stößt seinen Stuhl weg vom Tisch und breitet die Arme aus, fordert Mart heraus. »Zeig, was du draufhast. Na los.«

Deirdre entfährt ein halbherziger Schrei. Cal ist unsicher, was er machen soll, und diese Tatsache verwirrt ihn noch mehr. Zu Hause wäre er an diesem Punkt eingeschritten, woraufhin Donie sich entweder beruhigt oder den Pub verlassen hätte, freiwillig oder unfreiwillig. Hier scheint das keine Option zu sein – nicht nur, weil er keine Dienstwaffe und keine Dienstmarke mehr hat, sondern weil er nicht weiß, wie so eine Situation in dieser Gegend geregelt wird oder ob er das Recht hat, überhaupt etwas zu tun. Dieses Gefühl von Leichtigkeit überkommt ihn wieder, als würde er wie ein Vogel auf der Kante seines Hockers sitzen. Er merkt, dass es ihm nicht unlieb wäre, wenn Donie auf Mart losgehen würde, nur damit er weiß, was er machen soll.

»Donie«, sagt Barty hinter der Theke und zeigt mit einem Gläsertuch auf den jungen Kerl. »Raus.«

»Ich hab nix gemacht. Der Arsch hat mich –«

»Raus.«

Donie verschränkt die Arme und lässt sich auf seinen Stuhl plumpsen, stiert mit vorgeschobener Unterlippe starrsinnig ins Leere.

»Ach, verdammt nochmal«, sagt Barty genervt. Er wirft das Tuch hin und kommt hinter der Theke hervor. »Fass mal mit an«, sagt er im Gehen zu Cal.

Barty ist ein paar Jahre jünger als Cal und nicht viel kleiner. Sie packen Donie unter den Armen, zerren ihn gemeinsam hoch und bugsieren ihn zwischen Stühlen und Tischen hindurch Richtung Tür. Die meisten alten Männer grinsen. Deirdre ist der Mund aufgeklappt. Donie lässt sich schlaff hängen, um sich möglichst schwer zu machen, so dass seine Füße über den Boden schleifen.

»Stell dich aufrecht hin wie ein Mann«, befiehlt Barty ihm, während er versucht, die Tür aufzumachen.

»Ich hab noch ein volles Pint da stehen«, sagt Donie empört. »Aua!«, als Barty nicht ganz versehentlich seine Schulter gegen den Türrahmen knallt.

Auf dem Bürgersteig zieht Barty Donie nach hinten, um ordentlich Schwung zu holen, stößt ihn dann kräftig nach vorne und lässt los. Donie stolpert und fliegt mit rudernden Armen auf die Straße. Seine Trainingshose rutscht runter, und er fällt über sie.

Barty und Cal kommen wieder zu Atem, während sie zuschauen, wie er sich aufrappelt und die Hose hochzieht. Er trägt einen weißen Slip. »Sag deiner Mammy, sie soll dir nächstes Mal Unterhosen für große Jungs kaufen«, ruft Barty ihm zu.

»Ich fackel dir die Bude ab!«, schreit Donie wenig überzeugend.

»Geh nach Hause und spiel mit deinem Pimmel!«, ruft Barty als Antwort. »Was anderes kannst du ja nicht.«

Donie schaut sich um und sieht eine weggeworfene Zigarettenschmuckung, die er wütend als Wurfgeschoss benutzt. Sie landet zwei Meter vor Bartys Füßen. Er spuckt in Bartys Richtung und stapft davon.

Es gibt keine Straßenlampen, und in den Häusern entlang der Straße sind nur wenige Fenster erleuchtet. Die Hälfte von ihnen steht leer. Binnen Sekunden ist von Donie nichts mehr zu sehen.

Seine Schritte sind länger zu hören, hallen von den Fassaden wider und verklingen im Dunkeln.

»Danke«, sagt Barty. »Alleine hätte ich mir 'nen Hexenschuss geholt. Fetter kleiner Scheißer.«

Der schlaksige Typ kommt aus dem Pub und bleibt am Eingang stehen, zeichnet sich als Silhouette vor dem gelben Licht ab. Er kratzt sich am Rücken. »Wo ist Donie?«, fragt er.

»Ab nach Hause«, sagt Barty. »Geh du auch mal, JP. Für heute ist hier für dich Schluss.«

JP denkt darüber nach. »Ich hab seine Jacke«, sagt er.

»Dann bring sie ihm. Los jetzt.«

JP tritt brav in die Dunkelheit davon. »Macht der Typ öfter mal Ärger?«, fragt Cal.

»Donie McGrath«, sagt Barty und spuckt auf den Bürgersteig. »Verdammter Penner.«

»Ich hab ihn schon öfter hier gesehen.«

»Hin und wieder. Die jungen Burschen fahren meistens in die Stadt, suchen was zum Vögeln, aber wenn sie kein Geld dafür haben, kommen sie hierher. Jetzt lässt er sich erst mal 'ne Weile nicht mehr blicken. Und dann kommt er mit seinen Kumpanen wieder angelatscht und tut so, als wär nix gewesen.«

»Hat er das ernst gemeint, dass er den Pub abfackeln will?«

Barty schnaubt. »Nie im Leben. Donie ist eine echte Memme. Und außerdem wär das ja fast so was wie Arbeit.«

»Du hältst ihn also für harmlos?«

»Für eine verdammte Lusche halt ich ihn«, sagt Barty mit absoluter Überzeugung. Hinter ihm erklingt erneut die Tin Whistle, klar und fröhlich. Er klopft sich Donie von den Händen und geht zurück in den Pub.

Auch die anderen Gäste scheinen von dem Zwischenfall nicht sonderlich irritiert zu sein. Mart und seine Kumpel haben neu gemischt und spielen eine weitere Runde *Twenty-Five*. Das Ge-

sprach an der Bar kreist jetzt um die Leistungen der diesjährigen Hurling-Mannschaft. Barty gibt Cal ein Pint aus. Deirdre leert ihr Glas, lässt ihren hoffnungslosen Blick einmal durch den Pub wandern und schwebt davon, als niemand ihn erwidert.

Cal bleibt noch länger und trinkt sein Gratisbier extra langsam, bis Mart und seine Freunde das Spiel beenden und anfangen, ihre Sachen zusammenzusuchen. Mart war derjenige, der Donie als Falschspieler bezeichnet hat. Als er anbietet, Cal nach Hause zu fahren – was er jedes Mal tut, weil es ihm einfach Spaß macht, seine Witzchen zu reißen, wenn Cal ablehnt –, sagt Cal ja.

Mart ist ziemlich betrunken, so dass er den Autoschlüssel in den Fußraum des Wagens fallen lässt und noch mal aussteigen muss, um danach zu tasten. »Keine Bange«, sagt er grinsend, als er Cals Gesichtsausdruck sieht, und tätschelt das Dach seines klapprigen blauen Škodas, der schlammgespritzt ist und stark nach nassem Hund riecht. »Die Karre hier weiß, wie sie vom Pub nach Hause kommt, selbst wenn ich am Lenkrad einschlafe. Hat sie schon öfter gemacht.«

»Toll«, sagt Cal, hebt den Schlüssel auf und reicht ihn Mart. »Dann bin ich ja beruhigt.«

»Was ist mit deiner Hand?«, erkundigt sich Mart, als er mühsam wieder ins Auto steigt.

Cals Hand ist fast verheilt, aber er hat noch immer ein Pflaster drauf, damit keiner die Zahnabdrücke sieht. »Hab mich mit der Säge geratscht«, sagt er.

»Das hast du davon«, sagt Mart. »Nächstes Mal hörst du auf mich und gehst auf so eine Website.« Er lässt den Wagen an, der röchelt, ruckelt und dann im beängstigenden Tempo die Straße hochbraust. »Worüber hat denn der dicke Brocken Senan die ganze Zeit geredet? Ging's um Bobbys Schaf?«

»Ja. Bobby meint, es waren Aliens. Senan nicht.«

Mart prustet los. »Du denkst bestimmt, Bobby hat einen Sprung in der Schüssel, was?«

»Nee. Ich hab ihm erzählt, dass mein Grandpa mal ein UFO gesehen hat.«

»Dann hast du ihn richtig glücklich gemacht«, sagt Mart, biegt von der Hauptstraße ab und legt mit einem übel knirschenden Geräusch einen anderen Gang ein. »Bobby ist nicht plemplem. Er verbringt einfach nur zu viel Zeit mit der Arbeit auf der Farm. Das ist gute Arbeit, aber wenn ein Mann nicht strunzdoof ist, braucht der Kopf danach noch was anderes. Die meisten von uns haben irgendwas, was uns beschäftigt: Familie oder Kartenspielen oder Alkohol. Aber Bobby ist Junggeselle, er verträgt nicht viel Alkohol und spielt so schlecht Karten, dass wir ihn nicht dabeihaben wollen. Wenn sein Geist unruhig wird, kann er nicht anders, als oben in den Bergen nach UFOs zu suchen. Die Jungs wollen ihm eine Mundharmonika kaufen, damit er 'ne andere Beschäftigung hat, aber ich hör mir doch lieber an, wie er sich über Aliens auslässt.«

Cal denkt darüber nach. Seiner Meinung nach sind Aliens wahrscheinlich ein gesünderes Mittel gegen geistige Unruhe als einige andere auf Marts Liste. Marts Fahrstil bestätigt diese Theorie.

»Du denkst also nicht, dass die Aliens sich sein Schaf geschnappt haben«, sagt er, nur um Mart zu ärgern.

»Ach Herrgott, jetzt hör aber auf.«

»Er sagt, es gibt hier sonst nichts, was das gemacht haben könnte.«

»Bobby weiß nicht, was es hier so alles gibt«, sagt Mart.

Cal wartet, aber Mart wird nicht genauer. Der Wagen rumpelt über Schlaglöcher. Die Scheinwerfer erhellen einen schmalen Streifen Straße und schwankende Äste auf beiden Seiten. Plötzlich leuchtet ein Augenpaar auf, dicht am Boden, und ist sofort wieder verschwunden.

»Da wären wir«, sagt Mart und steigt vor Cals Tor auf die Bremse. »Gesund und munter. Genau, wie ich gesagt hab.«

»Du kannst mich drüben bei dir absetzen«, sagt Cal. »Nur für den Fall, dass du ein Empfangskomitee hast.«

Mart starrt ihn eine Sekunde lang an, dann lacht er so heftig, dass er kaum noch Luft kriegt, sich krümmt und klatschend aufs Lenkrad schlägt. »Meine Güte«, sagt er, als er sich wieder beruhigt. »Da hab ich tatsächlich meinen eigenen Ritter in strahlender Rüstung als Geleitschutz. Du denkst dabei doch wohl hoffentlich nicht an das kleine Arschloch Donie McGrath? Wo du doch aus der großen bösen Stadt kommst.«

»Typen wie den gib's auch in der Großstadt«, sagt Cal. »Und da gefallen sie mir genauso wenig.«

»Donie würde nie auch nur in meine Nähe kommen«, sagt Mart. Der fast abgeebbte Lachkrampf zerknittert noch immer sein Gesicht, aber in seiner Stimme schwingt ein harter Unterton mit, der Cal überrascht. »Das traut er sich nicht.«

»Tu mir einfach den Gefallen«, sagt Cal.

Mart kichert kopfschüttelnd und lässt den Motor wieder an. »Meinetwegen«, sagt er. »Solange du von mir keinen Gutenachtkuss erwartest.«

»Träum weiter«, sagt Cal.

»Spar dir die für Lena«, rät Mart ihm und lacht.

An Marts Haus – einem langgestreckten weißen Cottage mit sehr kleinen Fenstern, das ein gutes Stück von der Straße entfernt liegt und von wucherndem Gras umgeben ist – brennt die Verandalampe, und als Mart die Tür öffnet, wird er sogleich von Kojak begrüßt. Cal hebt eine Hand und wartet, während Mart an seine Tweedmütze tippt und im Haus die Lichter angehen. Als nichts weiter passiert, geht Cal nach Hause. Selbst wenn Donie McGrath ein unverhoffter Tatendrang überkommen sollte, ist Kojak ein ziemlich guter Schutz. Aber nach dem Anblick von

Mart, wie er da an der Tür stand, völlig entspannt inmitten der Weiden und der gewaltigen winddurchwehten Dunkelheit, den schwänzelnenden Kojak an seiner Seite, kommt Cal sich irgendwie ein bisschen lächerlich vor, was ihn aber nicht weiter stört.

Sein Tor liegt etwa eine Viertelmeile von Marts Cottage entfernt. Der Himmel ist klar, und der Mond ist groß genug, dass Cal auch ohne seine Taschenlampe nicht von der Straße abkommt, obwohl er gelegentlich, wenn die Baumschatten zu dicht werden, kurz die Orientierung verliert und mit einem Fuß in das hohe Gras der Böschung gerät. Er hält Ausschau nach dem Tier, das vor dem Auto über die Straße gelaufen ist, aber es ist entweder verschwunden oder vorsichtig geworden. Die Berge am Horizont sehen aus, als hätte jemand ein Taschenmesser genommen und glatte Bögen aus dem sternsatten Himmel geschnitten, so dass nur leere Schwärze zurückbleibt. Hier und da, in weiten Abständen, gelbe Rechtecke von Fenstern, schmal und unerschrocken.

Cal mag die Nächte hier. Die in Chicago waren übervölkert und zänkisch, immer irgendwo eine lärmende Party und irgendwo anders ein Streit, der aus dem Ruder lief, und ein ununterbrochen brüllendes Baby, und er wusste zu genau, was in den dunklen Ecken vor sich ging und jederzeit hervorbrechen konnte, so dass er würde einschreiten müssen. Hier hat er die ruhige Gewissheit, dass die Dinge, die in der Nacht passieren, nicht sein Problem sind. Das meiste davon geschieht für sich allein: kleine wilde Jagden und Kämpfe und Paarungen, die von Menschen nichts anderes verlangen, als dass sie sich raushalten. Selbst wenn unter dieser riesigen Masse an Sternen irgendetwas vor sich geht, das einen Polizisten erfordert, spielt Cal keine Rolle. Das ist Sache der Officers drüben in der Kleinstadt, denen vermutlich auch lieber ist, wenn er sich raushält. Cal kann das und genießt es sogar. Dieser Trey, der die Nacht wieder in etwas verwandelt hatte, was Wachsamkeit und Einsatz verlangt, hat ihm erst richtig klar-

gemacht, wie wenig ihm das fehlt. Allmählich glaubt er, dass er ein unentdecktes Talent dafür hat, Dinge einfach laufen zu lassen.

Sein Haus ist ebenso still und friedlich wie Marts. Er macht ein Bier aus dem Minikühlschrank auf und setzt sich draußen auf die Stufe, um es zu trinken. Irgendwann wird er sich hier eine Veranda bauen und einen dicken, fetten Sessel draufstellen, aber vorläufig genügt ihm die Stufe. Er lässt seine Jacke an. Die Kälte in der Luft verrät, dass der Herbst endgültig da ist, kein Vorgeplänkel mehr.

Drüben über Marts Land schreit eine Eule. Cal späht eine Weile hinüber und sieht sie ganz kurz, nur der Hauch eines tieferen Schattens, der träge zwischen den Bäumen schwebt. Er fragt sich, ob er unter anderen Umständen schon immer so gewesen wäre wie jetzt: ein Mann, der Sachen repariert, mit einem Bier auf seiner Veranda sitzt, nach Eulen Ausschau hält und die übrige Welt sich selbst überlässt. Er weiß nicht recht, wie er das finden soll. Es bereitet ihm ein vages Unbehagen, das er nicht ganz versteht.

Um die jähe Unruhe abzuschütteln, die sich über ihn senkt wie eine Wolke Mücken, zieht Cal sein Handy aus der Tasche und ruft Alyssa an. Das tut er jedes Wochenende. Meistens geht sie an den Apparat. Wenn nicht, schickt sie ihm später eine WhatsApp, üblicherweise um drei oder vier Uhr morgens seiner Zeit: *Sorry, dass ich dich verpasst hab, war gerade beschäftigt! Melde mich später!*

Diesmal hebt sie ab. »Hey, Dad. Wie geht's dir?«

Ihre Stimme klingt munter und leicht vernuschelt, als hätte sie das Telefon unters Kinn geklemmt, um gleichzeitig irgendwas anderes zu machen. »Hey«, sagt Cal. »Stör ich?«

»Nein, kein Problem. Ich räum nur gerade ein paar Sachen weg.«

Er lauscht, möchte herausbekommen, was für Sachen, hört aber nur nicht identifizierbares Rascheln und Poltern. Er ver-

sucht, sie sich vorzustellen: groß und sportlich, das Gesicht eine wundersame Mischung aus ihm und Donna – Cals blaue Augen und gerade Brauen, Donnas lebendige, optimistische Züge –, die ihn immer wieder umhaut. Das Problem ist, dass er sie noch immer in abgeschnittenen Jeans und weitem Sweatshirt herumlaufen sieht, die Haare zu einem glänzenden braunen Pferdeschwanz zusammengebunden, und er hat keine Ahnung, ob das noch irgendwas mit der Wirklichkeit zu tun hat. Das letzte Mal hat er sie Weihnachten gesehen. Sie könnte sich die Haare kurz geschnitten und blond gefärbt haben, sie könnte Businesskostüme gekauft, zwanzig Pfund zugelegt und sich angewöhnt haben, dickes Make-up zu tragen.

»Wie geht's dir?«, fragt er. »Hast du die Grippe überstanden?«

»Das war bloß eine Erkältung. Und die ist weg.«

»Was macht die Arbeit?« Alyssa arbeitet für eine Non-Profit-Organisation in Seattle, die irgendwas mit gefährdeten Teenagern macht. Die Einzelheiten hat Cal nicht richtig mitbekommen, als sie ihm eröffnete, dass sie sich auf den Job bewerben wollte – sie hatte sich auf viele Jobs beworben, und damals nahmen seine eigene Arbeit und Donna ihn gedanklich in Beschlag –, und jetzt ist es zu spät, um nachzufragen.

»Die Arbeit läuft gut. Wir haben unsere Zuschüsse bekommen – zum Glück –, und damit müssten wir uns eine Weile über Wasser halten können.«

»Was ist mit dem Jungen, der dir Sorgen gemacht hat? Shawn, DeShawn?«

»Shawn. Tja, der kommt noch immer, das ist die Hauptsache. Ich glaube nach wie vor, dass es für ihn zu Hause schlecht läuft, ich meine, echt schlecht, aber sobald ich ihn darauf anspreche, macht er dicht. Also ...«

Sie redet nicht weiter. Cal würde ihr gern irgendwas Hilfreiches sagen, doch die meisten seiner Methoden, Leute dazu zu

bringen, dass sie den Mund aufmachen, wurden für Situationen entwickelt, die mit dieser nicht viel gemeinsam haben. »Lass ihm Zeit«, sagt er schließlich. »Du packst das schon.«

»Hast recht«, sagt Alyssa nach einem Moment. Sie klingt plötzlich müde. »Hoffentlich.«

»Was macht Ben?«, fragt Cal. Ben ist Alyssas Freund, schon seit dem College. Er scheint ganz in Ordnung zu sein, ein bisschen zu ernst und ein bisschen zu geschwätzig, wenn er seine Ansichten über die Gesellschaft darlegt und was alle tun sollten, um sie zu verbessern, aber andererseits ist Cal ziemlich sicher, dass er selbst mit fünfundzwanzig auch eine ziemliche Nervensäge war.

»Dem geht's einigermassen. Der Job macht ihn fertig, aber nächste Woche hat er ein Vorstellungsgespräch, also drück die Daumen.«

Ben arbeitet derzeit bei Starbucks oder so. »Sag ihm, dass ich ihm viel Glück wünsche«, sagt Cal. Er hatte von Anfang an das Gefühl, dass Ben ihn nicht sonderlich leiden kann. Zuerst war ihm das völlig gleichgültig, aber so langsam sollte er vielleicht versuchen, was daran zu ändern.

»Mach ich. Danke.«

»Irgendwas von deiner Mam gehört?«

»Ja, alles gut bei ihr. Und bei dir? Wie kommst du mit dem Haus voran?«

»Es wird allmählich«, sagt Cal. Er weiß, dass Alyssa nicht mit ihm über Donna reden möchte, aber manchmal kann er sich nicht beherrschen. »Es dauert, aber hey, ich hab ja Zeit.«

»Ich hab die Bilder bekommen. Das Badezimmer sieht toll aus.«

»Na ja, das würde ich nicht unbedingt sagen. Aber wenigstens sieht es jetzt nicht mehr so aus, als hätte ich mich darin verschanzi und mit Zombies geprügelt.«

Alyssa muss lachen. Schon als kleines Kind hatte sie ein herr-

liches Lachen, satt und herzlich, ein natürliches Lachen. Es lässt Cal tief durchatmen.

»Du solltest mich besuchen kommen«, sagt er. »Es ist schön hier. Würde dir gefallen.«

»Ja, ganz bestimmt. Sollte ich. Bloß, die Arbeit, verstehst du?«

»Ja«, sagt Cal. Und nach einem Moment: »Außerdem solltest du wahrscheinlich warten, bis das Haus einigermaßen fertig ist. Oder wenigstens, bis ich Möbel habe.«

»Stimmt«, sagt Alyssa. Cal weiß nicht, ob er sich die leise Erleichterung in ihrer Stimme nur einbildet. »Sag Bescheid, wenn es so weit ist.«

»Mach ich. Bald.«

Irgendwo weit jenseits der Weiden erlischt ein winziges erleuchtetes Fenster. Die Eule schreit noch immer, kühl und unermüdlich. Cal möchte noch irgendwas sagen, um Alyssa ein Weilchen länger in der Leitung zu halten, aber ihm fällt nichts ein.

»Du solltest schlafen gehen«, sagt sie. »Wie spät ist es jetzt bei dir?«

Als Cal auflegt, beschleicht ihn dasselbe hohle Gefühl, das ihn in letzter Zeit immer überkommt, wenn er mit Alyssa geredet hat, der Eindruck, dass sie irgendwie, trotz der langen Dauer des Telefonats, gar kein echtes Gespräch geführt haben, dass das Ganze aus Luft und Staub bestand, ohne irgendetwas Handfestes darin. Als kleines Kind lief sie neben ihm her, hielt seine Hand und erzählte ihm alles, Gutes und Schlechtes sprudelte direkt aus ihrem Herzen in ihren Mund. Er kann sich nicht erinnern, wann das anders geworden ist.

Die Wolke der Unruhe hat sich nicht verzogen. Cal holt noch ein Bier und setzt sich wieder auf die Stufe. Er wünscht, Alyssa würde ihm Fotos von ihrem Apartment schicken. Er hat sie mal drum gebeten, und sie hat es ihm versprochen, dann aber doch nicht getan. Er hofft, es liegt daran, dass sie einfach noch nicht

dazu gekommen ist, und nicht, weil ihre Wohnung ein Drecksloch ist.

In der Hecke am Ende des Gartens knackt ein Zweig.

»Junge«, sagte Cal müde, hebt die Stimme, damit sie über die Wiese trägt. »Nicht heute Nacht. Geh nach Hause.«

Nach einem Moment tritt ein Fuchs vorsichtig aus der Hecke, bleibt stehen und starrt ihn an. Etwas Kleines und Schlaffes hängt aus seinem Maul, die unergründlichen Augen glitzern im Mondlicht. Dann stuft er Cal als belanglos ein und trabt weiter seines Weges.

ZWEI TAGE SPÄTER kommt der Junge wieder. Nach einem regnerischen Beginn ist der Tag sonnig geworden, daher sind Cal und der Sekretär wieder draußen im Garten. Beim letzten Mal ist er mit den Laufleisten der Schubladen fertig geworden, und jetzt befasst er sich mit den kleinen Fächern im oberen Teil. Die genuteten kleinen Bretter, aus denen sie bestehen, sind zu einem komplizierten Puzzle zusammengesetzt und teilweise gesplittert. Cal legt den Sekretär mit der Rückseite auf eine Plane und fotografiert das Ganze mit seinem Handy, bevor er die zerbrochenen Teile vorsichtig entfernt und alten Leim mit einer Skalpellklinge löst. Dann misst er die Bretter ab, um neue zurechtzusägen.

Er ist fast mit dem ersten fertig, stemmt die Nut aus, die es passgenau fixieren wird, als er Zweige knacken hört. Diesmal muss er keine Spielchen spielen. Der Junge schiebt sich durch die Hecke, bleibt stehen und beobachtet ihn, die Hände in den Taschen seines Hoodies.

»Morgen«, sagt Cal.

Der Junge nickt.

»Hier«, sagt Cal, hält ihm das Brett und einen Bogen Schleifpapier hin.

Der Junge kommt näher und nimmt ihm beides aus der Hand, ohne zu zögern. Offenbar hat er Cal seit ihrer letzten Begegnung aufgrund irgendeines rätselhaften Beurteilungsverfahrens aus der Rubrik »Bedrohlicher Fremder« in die Abteilung »Ungefährlicher Bekannter« verschoben, so wie Hunde das machen. Seine Jeans

ist bis zu den Schienbeinen feucht, weil er durch nasses Gras gelaufen ist.

»Das Teil wird zu sehen sein«, sagte Cal, »deshalb müssen wir ein bisschen pingeliger werden. Wenn du mit dem Schleifpapier fertig bist, geb ich dir ein feineres.«

Trey betrachtet das Brett in seiner Hand, dann das gesplitterte Original auf dem Tisch. Cal zeigt auf die Lücke zwischen den Fächern. »Kommt dahin.«

»Falsche Farbe.«

»Wir beizen es, damit es passt. Aber erst später.«

Trey nickt. Er hockt sich ins Gras, ein paar Schritte von der Plane entfernt, und macht sich an die Arbeit.

Cal zeichnet das nächste Brett ein, wobei er sich so hinstellt, dass er immer mal wieder zu dem Jungen hinüberschielen kann. Der Hoodie ist ganz sicher schon von anderen getragen worden, und aus einem Loch in seinem Turnschuh lugt ein großer Zeh. Er ist arm. Aber nicht nur das. Cal hat schon viele Kinder gesehen, die ärmer waren als dieser Junge und dennoch liebevoll umsorgt wurden, aber bei Trey gibt es offenbar niemanden, der nachsieht, ob er sich den Hals sauber gewaschen hat, oder die zerschlissenen Knie seiner Jeans flickt. Er scheint einigermaßen verpflegt zu werden, aber viel mehr auch nicht.

Von der Hecke perlen die letzten Regentropfen ab, kleine Vögel hüpfen und picken im Gras. Cal sägt, misst, stemmt Quer- und Längsnuten heraus und reicht Trey das feine Schleifpapier, als er mit dem groben fertig ist. Er spürt, dass der Junge rüberschielt, genau wie Cal zu ihm, taxierend. Zwischendurch pfeift er leise vor sich hin, aber diesmal sagt er nichts. Jetzt ist der Junge an der Reihe.

Anscheinend hat er sich dafür den Falschen ausgesucht: Trey hat kein Problem mit Schweigen. Er schmirkelt das Brett ab, bis er mit dem Ergebnis zufrieden ist, und zeigt es dann Cal.

»Gut«, sagt er. »Nimm dir das nächste. Ich wachts das jetzt hier und hier, siehst du? Und steck es dann dahin, wo es hingehört.«

Trey bleibt kurz bei ihm stehen und sieht zu, wie Cal Wachs in die Nuten reibt, dann schlendert er zu seinem Platz zurück und fängt wieder an zu schleifen. Aber der Rhythmus hat sich verändert, ist jetzt schneller und weniger gleichmäßig. Mit dem ersten Brett wollte er sich beweisen. Jetzt, wo das erledigt ist, geht ihm irgendwas anderes durch den Kopf und will nach draußen.

Cal ignoriert das. Er kniet sich vor den Sekretär, richtet das Brett aus und fängt an, es mit sanftem Hämmern in die entsprechenden Nuten zu bugsieren.

Trey sagt hinter ihm: »Ich hab gehört, du bist ein Cop.«

Cal haut sich fast auf den Daumen. Er hat diese Information wohlweislich für sich behalten, und zwar aufgrund seiner Erfahrung mit den Freunden und Bekannten seines Grandpas im hintersten North Carolina, bei denen es kein großes Plus gewesen wäre, nicht nur ein Fremder, sondern noch dazu ein Cop zu sein. Er hat keine Ahnung, wie jemand das herausgefunden haben kann. »Wer sagt das?«

Trey zuckt die Achseln, schmirgelt weiter.

»Hör lieber nicht auf das, was die Leute sagen.«

»Bist du einer?«

»Seh ich vielleicht aus wie ein Cop?«

Trey mustert ihn, blinzelt im Sonnenlicht. Cal erwidert seinen Blick. Er weiß, die Antwort ist nein. Das war einer der Gründe für den Bart und die langen Haare: nicht mehr wie ein Cop aussehen und sich nicht mehr wie ein Cop fühlen. *Eher wie Bigfoot*, hätte Donna grinsend gesagt, sich eine Locke um den Finger gewickelt und dran gezogen.

»Nee«, sagt Trey.

»Na bitte.«

»Du bist aber einer.«

Inzwischen hat Cal beschlossen, dass es keinen Sinn hat, den Leuten was vorzumachen, wenn sie sowieso schon Bescheid wissen. Er überlegt, dem Jungen einen Deal vorzuschlagen – du verrätst mir, wo du das gehört hast, ich beantworte deine Fragen –, sieht aber ein, dass das nichts bringen würde. Der Junge ist neugierig, aber nicht so neugierig, dass er jemanden verpfeifen würde. Mögliche Deals müssen noch ein Weilchen warten. »Ich war einer«, sagt er. »Nicht mehr.«

»Wieso nicht?«

»Ruhestand.«

Trey betrachtet ihn prüfend. »So alt bist du noch nicht.«

»Besten Dank.«

Der Junge lächelt nicht. Anscheinend kann er mit Sarkasmus nichts anfangen. »Und wieso bist du dann im Ruhestand?«

Cal wendet sich wieder dem Sekretär zu. »War irgendwann alles nur noch Scheiße. Kam mir zumindest so vor.«

Zu spät bereut er seine Wortwahl, aber der Junge scheint nicht schockiert oder auch nur verblüfft. Er wartet einfach ab.

»Die Leute waren wütend. So ziemlich alle waren nur noch wütend.«

»Weswegen?«

Cal überlegt, klopft auf eine Ecke des Bretts. »Die Schwarzen waren wütend, weil sie wie Dreck behandelt wurden. Schlechte Cops waren wütend, weil man sie auf einmal wegen dem Scheiß, den sie gemacht haben, drangekriegt hat. Gute Cops waren wütend, weil sie die Bösen waren, obwohl sie nix gemacht hatten.«

»Warst du ein guter Cop oder ein schlechter?«

»Ich hab versucht, ein guter zu sein«, sagt Cal. »Aber das behauptet wohl jeder.«

Trey nickt. »Bist du wütend geworden?«

»Eher müde«, sagt Cal. »Todmüde.« Das stimmt. Irgendwann

war jeder Morgen so, als würde er mit einer dicken Erkältung aufwachen und müsste meilenweit einen Berg hochkraxeln.

»Also bist du ausgestiegen.«

»Genau.«

Der Junge fährt prüfend mit einem Finger über das Holz und schmirgelt dann weiter. »Wieso bist du hierhergekommen?«

»Wieso nicht?«

»Kein Schwein zieht hierher«, sagt Trey, als würde er einen Schwachkopf auf eine Selbstverständlichkeit hinweisen. »Nur weg.«

Cal ruckelt das Brett einen Zentimeter weiter rein. Es sitzt stramm, was gut ist. »Ich hatte das Scheißwetter satt. Schnee und Hitze wie bei uns kennt ihr hier gar nicht. Und ich hatte genug von der Großstadt. Hier ist alles billiger. Und man kann gut angeln.«

Trey beobachtet ihn, starrer Blick aus skeptischen grauen Augen. »Ich hab gehört, du bist rausgeflogen, weil du wen erschossen hast. Im Dienst. Und dass du in den Knast gekommen wärst. Deshalb bist du abgehauen.«

Damit hat Cal nicht gerechnet. »Wer sagt denn so was?«

Achselzucken.

Cal geht seine Optionen durch. »Ich hab nie jemanden erschossen«, sagt er schließlich wahrheitsgemäß.

»Echt nie?«

»Niemals. Du guckst zu viel fern.«

Trey beobachtet ihn weiter. Er blinzelt zu wenig. Cal macht sich allmählich Sorgen um die Hornhaut des Jungen.

»Wenn du mir nicht glaubst, google es ruhig. So was würde im Internet Wellen schlagen.«

»Ich hab keinen Computer.«

»Handy?«

Treys Mundwinkel zuckt: Nee.

Cal nimmt sein Handy aus der Tasche, entsperrt es und wirft es vor Trey ins Gras. »Bitte sehr. Calvin John Hooper. Der Empfang ist mies, aber irgendwann klappt's.«

Trey hebt das Handy nicht auf.

»Was denn?«

»Ist vielleicht nicht dein richtiger Name.«

»Menschenskind«, sagt Cal. Er bückt sich und steckt sein Handy wieder ein. »Dann glaub doch, was du willst. Schmirgelst du das nun ab oder nicht?«

Trey arbeitet weiter, aber sein Rhythmus verrät Cal, dass ihm noch mehr auf der Zunge liegt. Und nach einer Minute fragt er tatsächlich: »Warst du gut in deinem Job?«

»Ziemlich gut. Ich hab meine Arbeit gemacht.«

»Warst du Detective?«

»Ja. Die letzte Zeit.«

»Was für einer?«

»Eigentumsdelikte. Hauptsächlich Einbrüche.« Treys Miene nach scheint er enttäuscht zu sein. »Und eine Zeitlang auch die Verfolgung von flüchtigen Personen. Leute aufspüren, die sich vor uns versteckt haben.«

Das wird mit einem kurzen interessierten Blick quittiert. Anscheinend ist Cals Aktienkurs wieder gestiegen. »Wie?«

»Da gibt's viele Methoden. Mit ihren Verwandten reden, mit Bekannten, Freundinnen, Freunden, was auch immer. Ihre Wohnungen observieren, die Orte, an denen sie sich gern aufhalten. Überprüfen, ob ihre Kreditkarten irgendwo benutzt werden. Vielleicht auch Telefone anzapfen. Kommt drauf an.«

Trey betrachtet ihn jetzt aufmerksam. Seine Hand bewegt sich nicht mehr.

Cal kommt der Gedanke, dass das vielleicht die Antwort auf die Frage ist, was der Junge hier macht. »Willst du Detective werden?«

Trey wirft ihm den Schwachkopf-Blick zu. Cal hat seine helle Freude an diesem Blick. So würde man den Volltrottel in der Klasse ansehen, der wieder mal auf den Gummikeks reingefallen ist. »Ich?«

»Nein, deine Uroma. Ja klar, du.«

Trey sagt: »Wie spät haben wir?«

Cal sieht auf die Uhr. »Kurz vor eins.« Und als der Junge ihn weiter ansieht: »Hunger?«

Trey nickt. »Mal sehen, was ich dahab«, sagt Cal, legt den Hammer weg und steht auf. Seine Knie knacken. Er findet, mit achtundvierzig sollte der Körper eigentlich noch nicht solche Geräusche machen. »Bist du gegen irgendwas allergisch?«

Der Junge sieht ihn verständnislos an, als hätte er Spanisch geredet, und zuckt die Achseln.

»Magst du Sandwiches mit Erdnussbutter?«

Nicken.

»Gut«, sagt Cal. »Was Besseres hab ich auch nicht zu bieten. Mach das in der Zwischenzeit fertig.«

Er rechnet halb damit, dass der Junge weg ist, als er mit dem Essen rauskommt, aber er ist noch da, blickt auf und hält Cal das Brett zur Kontrolle hin.

»Sieht gut aus«, sagt Cal. Er reicht dem Jungen einen Teller, zieht eine Packung O-Saft unter dem Arm hervor und seine beiden Tassen aus den Taschen seines Hoodies. Wahrscheinlich sollte er einem Kind in der Wachstumsphase Milch geben, aber er trinkt seinen Kaffee schwarz, deshalb hat er keine im Haus.

Sie setzen sich ins Gras und essen schweigend. Der Himmel ist ein sattes kühles Blau. Erste gelbe Blätter lösen sich von den Bäumen, landen sacht auf dem Gras. Drüben über Dumbo Gannons Farm schwingt sich ein Vogelschwarm in unwahrscheinliche, wechselnde geometrische Formen.

Trey nimmt große wölfische Bissen, so gierig, dass Cal froh ist,

ihm zwei Sandwiches gemacht zu haben. Als er fertig ist, trinkt er seinen Saft, ohne einmal abzusetzen.

»Willst du noch was?«, fragt Cal.

Trey schüttelt den Kopf. »Ich muss los«, sagt er. Er stellt die Tasse ab und wischt sich mit dem Ärmel über den Mund. »Kann ich morgen wiederkommen?«

Cal sagt: »Müsstest du nicht in der Schule sein?«

»Nee.«

»Doch, müsstest du. Wie alt bist du?«

»Sechzehn.«

»Schwachsinn.«

Der Junge mustert ihn einen Moment. »Dreizehn«, sagt er.

»Heißt also, du müsstest.«

Trey zuckt die Achseln.

»Auch gut«, sagt Cal, als ihm das plötzlich wieder klar wird. »Nicht mein Problem. Tu, was du nicht lassen kannst.«

Als er zu Trey hinüberschaut, lächelt der ein ganz kleines bisschen. Es ist das erste Mal, dass Cal das bei ihm sieht, und es ist verblüffend, wie das erste Lächeln eines Babys, als würde eine unerwartete neue Persönlichkeit hervorbrechen.

»Was?«, fragt er.

»So redet ein Cop eigentlich nicht.«

»Ich hab's dir doch gesagt. Ich bin kein Cop mehr. Ich werde nicht dafür bezahlt, dir Druck zu machen.«

»Aber«, sagt Trey, und das Lächeln verschwindet, »darf ich wieder herkommen? Ich helf bei der Arbeit. Und beim Beizen. Bei allem.«

Cal sieht ihn an. Diese Getriebenheit ist wieder in seinem Körper, schlecht kaschiert, zieht seine Schultern nach vorne und verzerrt sein Gesicht.

»Warum?«

Nach einem Moment sagt Trey: »Darum. Ich will das lernen.«

»Ich werde dich nicht dafür bezahlen.« Der Junge könnte eindeutig ein bisschen Geld gebrauchen, aber selbst wenn Cal es erübrigen könnte, will er auf keinen Fall der Fremde sein, der Geld an halbwüchsige Jungs verteilt.

»Mir egal.«

Cal wägt die möglichen Auswirkungen ab. Fall er nein sagt, wird Trey wahrscheinlich wieder anfangen, ihn heimlich zu beobachten. Cal will ihn lieber im Auge haben, zumindest bis er herausgefunden hat, was der Junge vorhat. »Meinetwegen«, sagt er. »Ich könnte ein bisschen Hilfe gebrauchen.«

Trey atmet auf und nickt. »Okay.« Er steht auf. »Bis morgen.«

Er klopf seine Jeans ab und geht mit dem ausladenden, federnden Gang eines Waldmenschen Richtung Straße. Als er an der Krähenkolonie vorbeikommt, schleudert er mit lockerem Handgelenk und kräftigem Armschwung einen Stein nach oben ins Geäst. Dann legt er den Kopf in den Nacken und schaut zu, wie die Krähen explosionsartig in alle Richtungen stieben und ihn laut krächzend zur Hölle wünschen.

Nachdem Cal die Tassen und Teller vom Lunch gespült hat, geht er ins Dorf. Noreen weiß alles und redet wie ein Wasserfall. Cal vermutet, dass das zwei der eigentlichen Gründe sind, warum sie sich nicht mit Mart verträgt, der in beiden Bereichen gern ein Monopol beansprucht. Falls es Cal gelingt, sie in die richtige Richtung zu steuern, kann sie ihm vielleicht Hinweise geben, wo Trey herkommt.

Noreens Laden ist ein wahres Raumwunder. Die deckenhohen Regale sind vollgestopft mit allem, was man zum Leben braucht – Teebeutel, Eier, Schokolade, Rubbellose, Spülmittel, Baked Beans, Batterien, Marmelade, Alufolie, Ketchup, Feuerzeuge, Schmerztabletten, Sardinen –, und allerlei anderen Dingen wie Rübensaft und Angel-Delight-Instantpulver, die Cal nicht kennt,

aber irgendwann mal ausprobieren will, falls er herausfindet, was man damit macht. Es gibt einen kleinen Kühlschrank für Milch und Fleisch, einen Korb mit trostlos aussehendem Obst und eine Leiter, über die Noreen, die knapp einen Meter sechzig groß ist, an die obersten Regalfächer kommt. Der Geruch im Laden ist ein Potpourri von all diesen Dingen, unterlegt mit irgendeinem scharfen Desinfektionsmittel direkt aus den Fünfigern.

Als Cal die Tür mit einem fröhlichen Glockenklimplern aufstößt, steht Noreen auf der Leiter, staubt Dosen ab und summt mit irgendeinem talentfreien jungen Typen im Radio mit, der Square-Dance-Stimmung verbreiten will. Noreen mag Tops mit knallbunten Blumen, und ihr kurzes braunes Haar ringelt sich in so kleinen Locken, dass es aussieht wie ein Helm.

»Schuhe abputzen, hab gerade den Boden gewischt«, befiehlt sie. Dann, als sie Cal richtig registriert: »Ach, Sie sind das! Hab gehofft, dass Sie heute reinschauen. Ich hab den Käse, den Sie so mögen. Hab extra eine Packung für Sie zurückgelegt, weil Bobby Feeney den auch so gerne isst. Der würde mir glatt alles abkaufen, und Sie würden in die Röhre gucken. Der Mann isst den weg wie eine Tafel Schokolade. Irgendwann kriegt der bestimmt einen Herzinfarkt.«

Cal putzt brav seine Schuhe ab. Noreen kommt die Leiter herunter, ziemlich behände für eine füllige Frau. »Übrigens«, sagt sie und winkt Cal mit ihrem Staubtuch näher. »Ich hab eine Überraschung für Sie. Ich will Sie jemandem vorstellen.« Sie ruft durch die offene Tür in den hinteren Raum: »Lena! Komm mal nach vorne!«

Nach einem Moment antwortet eine rauchige Frauenstimme mit Bestimmtheit: »Ich mach gerade Tee.«

»Lass den Tee und komm her. Und bring den Käse aus dem Kühlschrank mit, den in der schwarzen Verpackung. Muss ich etwa kommen und dich holen?«

Es entsteht eine Pause, und Cal meint, ein genervtes Seufzen zu hören. Dann sieht er Bewegung im Hinterzimmer, und eine Frau kommt mit einer Packung Cheddar heraus.

»Also«, sagte Noreen triumphierend. »Das ist meine Schwester Lena. Lena, das ist Cal Hooper, der in das alte Haus von den O'Sheas gezogen ist.«

Lena ist anders, als Cal erwartet hat. Nach Marts Beschreibung schwebte ihm eine kraftstrotzende, rotwangige, einen Meter achtzig große Frau mit einer Stimme wie eine brüllende Kuh vor, die drohend eine Pfanne schwenkt. Lena ist groß, das stimmt, und sie hat ordentlich Fleisch auf den Knochen, aber so, dass Cal sie sich beim Bergwandern vorstellt und nicht wie eine Frau, die mit der Nudelrolle zuschlägt. Sie ist ein paar Jahre jünger als er, hat einen dicken blonden Pferdeschwanz, breite Wangenknochen und blaue Augen. Sie trägt eine alte Jeans und einen weiten blauen Pullover.

»Freut mich«, sagte Cal und streckt ihr die Hand entgegen.

»Cal, der Cheddar-Freund«, sagt Lena. Sie hat einen festen Händedruck. »Hab schon viel von Ihnen gehört.«

Sie grinst leicht gequält und gibt ihm den Käse. Er grinst zurück. »Dito.«

»Kann ich mir vorstellen. Wie geht's Ihnen denn so in dem Haus? Viel Arbeit, was?«

»Ich fühl mich ganz wohl da«, sagt Cal. »Aber allmählich versteh ich, warum es sonst keiner haben wollte.«

»Hier in der Gegend gibt's nicht viele, die Häuser kaufen wollen. Die jungen Leute ziehen meistens in die Stadt, sobald sie können. Nur diejenigen, die auf der Farm der Familie arbeiten oder das Landleben mögen, bleiben hier.«

Noreen hat die Arme unter dem Busen verschränkt und beobachtet sie beide mit einem mütterlichen Wohlwollen, das Cal kribbelig macht. Lena, Hände in den Jeanstaschen und eine

Hüfte an die Theke gelehnt, scheint das völlig egal zu sein. Ihre gelassene Ruhe und der offene Blick machen es schwer, die Augen von ihr abzuwenden. Damit zumindest hatte Mart recht: Man würde wissen, dass sie da ist.

»Aber Sie sind hier geblieben«, sagt Cal. »Betreiben Sie eine Farm?«

Lena schüttelt den Kopf. »Nicht mehr. Nach dem Tod meines Mannes hab ich sie verkauft und nur das Haus behalten. Mir hat's gereicht.«

»Dann mögen Sie also einfach das Landleben.«

»Tu ich, ja. In der Stadt würde ich mich nicht wohlfühlen. Rund um die Uhr die Geräusche von anderen Leuten zu hören.«

»Cal war früher in Chicago«, wirft Noreen ein.

»Ich weiß«, sagt Lena mit einer amüsiert hochgezogenen Augenbraue. »Und was hat Sie hierhergeführt?«

Einerseits würde Cal am liebsten seinen Käse bezahlen und abhauen, bevor Noreen einen Priester ruft, der sie auf der Stelle verheiratet. Andererseits ist er heute aus einem bestimmten Grund hergekommen, und außerdem gehen seine Vorräte zur Neige. Verkompliziert wird das Ganze noch dadurch, dass er sich nicht erinnern kann, wann er das letzte Mal einer Frau begegnet ist, mit der er sich gern unterhalten hätte, und er weiß nicht, ob das dafür spricht, noch länger zu bleiben oder zu machen, dass er wegkommt.

»Ich mag wohl auch das Landleben«, sagt er.

Lena blickt noch immer amüsiert. »Das denken viele, bis sie es in Vollzeit erleben. Nach dem Winter sprechen wir uns wieder.«

»Tja«, sagt Cal, »so ganz unerfahren bin ich nicht. Als Kind hab ich immer mal wieder auf dem Land gelebt. Ich hab gedacht, ich würde mich leicht wieder eingewöhnen, aber anscheinend hab ich doch länger in der Stadt gewohnt, als mir bewusst war.«

»Was stört Sie denn? Nicht genug zu unternehmen? Oder nicht genug Leute, mit denen Sie was unternehmen könnten?«

»Nee«, sagt Cal mit einem leicht verlegenen Grinsen. »Damit hab ich keine Probleme. Aber ich muss zugeben, nachts bin ich ein bisschen schreckhaft, schließlich ist kein Mensch in der Nähe, der mitkriegen würde, wenn irgendwas passiert.«

Lena lacht. Sie hat ein gutes Lachen, offen und kehlig. Noreen schnaubt. »Ach Gottchen. Sie sind noch an die vielen Raubüberfälle und Schießereien gewöhnt.« Der wachsame Seitenblick bestätigt Cal, dass sie von seinem früheren Job weiß, wovon er ohnehin ausgegangen war. »So was gibt's bei uns nicht.«

»Davon bin ich ausgegangen«, sagt Cal. »Ich dachte da eher an gelangweilte Jugendliche. Wir waren früher eine Clique, die sich den ein oder anderen Spaß mit den Nachbarn erlaubt hat: jemandem einen Mülleimer voll Wasser vor die Tür stellen, klingeln und weglaufen, oder eine große Chipstüte mit Rasierschaum füllen, das offene Ende unter die Tür schieben und dann drauftreten. Blödsinn eben.« Lena lacht wieder. »Ich hab erwartet, dass ein Fremder sich hier auf Ähnliches gefasst machen muss. Aber wahrscheinlich haben Sie recht, die jungen Leute gehen alle weg. Kommt mir vor, als wäre ich weit und breit der Einzige unter fünfzig. Anwesende ausgeschlossen.«

Noreen springt sofort darauf an. »Jetzt hör dir das an. Der tut ja so, als wären wir Gottes Wartezimmer! Unser Dorf hat jede Menge junge Leute. Ich hab selbst vier, aber die laufen nicht rum und machen Ärger, weil sie wissen, dass ich ihnen den Hintern versohlen würde. Und Senan und Angela haben auch vier, und die Moynihans haben ihren jungen Burschen, und die O'Connors haben drei, aber das sind alles prima junge Leute, die sich anständig benehmen –«

»Und Sheila Reddy hat sechs«, sagt Lena. »Die meisten noch zu Hause. Sind das genug für Sie?«

Noreens Mund bekommt einen verkniffenen Zug. »Falls Sie irgendwelchen Ärger hätten«, sagt sie zu Cal, »dann von der Baggage.«

»Ach ja?«, sagt Cal. Er sucht die Regale ab und nimmt sich eine Dose Mais. »Sind die mit Vorsicht zu genießen?«

»Sheila ist arm«, sagt Lena. »Mehr nicht.«

»Es kostet nix, einem Kind Manieren beizubringen«, blafft Noreen, »oder dafür zu sorgen, dass es in die Schule geht. Und jedes Mal, wenn die hier reinkommen, fehlt hinterher was. Sheila sagt, ich kann's nicht beweisen, aber ich weiß, was ich im Laden hab, und –« Ihr fällt wieder ein, dass Cal noch da ist, der seelenruhig Tafeln Schokolade vergleicht. »Sheila kriegt nichts auf die Reihe«, sagt sie.

»Sheila tut, was sie kann, mit dem, was sie hat«, sagt Lena. »Wie wir alle.« Zu Cal sagt sie: »Ich war früher mit ihr befreundet, in der Schule. Wir haben uns damals ganz schön ausgetobt. Sind nachts aus dem Fenster geklettert, um irgendwo draußen mit den Jungs was zu trinken. Sind in die Stadt getrampt zur Disco.«

»Klingt, als wärt ihr die Teenager gewesen, die mich beunruhigen«, sagt Cal.

Sie muss erneut lachen. »Ach nein. Wir haben nie irgendwem geschadet außer uns selbst.«

»Sheila hat sich selbst geschadet, und wie«, sagt Noreen. »Was hat ihr die ganze Rumtreiberei denn gebracht? Johnny Reddy und sechs von seinem Schlag.«

»Johnny war damals ein hübscher Kerl«, sagt Lena mit hochgezogenem Mundwinkel. »Ich hab auch ein paarmal mit ihm rumgemacht.«

Noreen schnalzt missbilligend mit der Zunge. »Na, immerhin warst du nicht so blöd, ihn zu heiraten.«

Cal entscheidet sich für eine Tafel Mintkrokantschokolade und

legt sie auf die Theke. »Wohnen die Reddys so nah bei mir, dass ich demnächst aufpassen sollte?«

»Kommt drauf an«, sagt Lena. »Wie pessimistisch sind Sie?«

»Kommt drauf an. Wie nah ist der mögliche Ärger?«

»Keine Sorge. Die wohnen ein paar Meilen rauf in den Bergen.«

»Klingt beruhigend«, sagt Cal. »Ist Johnny Farmer oder was?«

»Wer weiß schon, was Johnny ist«, sagt Lena. »Vor ein oder zwei Jahren ist er nach London gezogen.«

»Hat Sheila einfach auf dem Trockenen sitzenlassen«, sagt Noreen mit einer Mischung aus Verachtung und Genugtuung. »Ein Freund von ihm da drüben hatte eine Geschäftsidee, die sie beide zu Millionären machen würde, hat er jedenfalls gesagt. Ich glaub nicht dran, und ich hoffe, Sheila auch nicht.«

»Johnny war immer schon groß darin, sich tolle Projekte einfallen zu lassen«, sagt Lena. »Nur mit dem Umsetzen hat's gehapert. Sie können sich entspannen. Keines seiner Kinder wäre fähig, auch nur eine Chipstüte voll Rasierschaum zu organisieren.«

»Gut zu wissen«, sagt Cal. Er hat das Gefühl, dass zumindest eines von Johnny Reddys Kindern nicht nach seinem Daddy schlägt.

»Da fällt mir ein, Cal«, sagt Noreen plötzlich und zeigt wieder mit dem Staubtuch auf ihn. »Haben Sie nicht neulich gesagt, Sie wollen sich vielleicht einen Hund anschaffen? Und wär das nicht die perfekte Lösung, um Sie zu beruhigen? Wissen Sie was? Lenas Hündin kriegt demnächst Junge, und dann brauchen die Welpen ein neues Zuhause. Fahren Sie doch jetzt mit zu ihr und gucken Sie mal.«

»Sie hat noch nicht geworfen«, sagt Lena. »Würde ja wohl nicht viel bringen, wenn er ihren Bauch anstarrt.«

»Er kann aber sehen, ob ihm der Typ gefällt. Na los.«

»Ach nein«, sagt Lena leichthin. »Ich brauch jetzt meinen Tee.«

Ehe Noreen widersprechen kann, nickt sie Cal zu, sagt: »Hat mich gefreut«, und verschwindet wieder im Hinterzimmer.

»Sie bleiben und trinken noch eine Tasse Tee mit uns«, sagt Noreen im Befehlston zu Cal.

»Besten Dank«, sagt Cal, »aber ich sollte sehen, dass ich nach Hause komme. Ich bin zu Fuß, und es sieht nach Regen aus.«

Noreen stößt ein gekränktes Schnauben aus, dreht das Radio lauter und wischt weiter Staub, aber die gelegentlichen Seitenblicke, die sie Cal zuwirft, verraten ihm, dass sie so leicht nicht aufgeben wird. Er schnappt sich rasch und ziemlich wahllos einige Lebensmittel, ehe ihr eine neue Strategie einfällt. Im letzten Moment, als Noreen bereits seine Einkäufe in die laute alte Kasse eintippt, wirft er noch eine Packung Milch in den Korb.

5

TREY KOMMT AM nächsten Tag wieder und auch an den Tagen danach. Manchmal taucht er am späten Vormittag auf, manchmal erst nachmittags, was Cal den beruhigenden Eindruck vermittelt, dass er gelegentlich doch zur Schule geht. Andererseits ist ihm bewusst, dass der Junge ihm vielleicht genau diesen Eindruck vermitteln will. Trey bleibt stets ein oder zwei Stunden und meistens zum Essen. Dann – wie auf den Alarmton eines rätselhaften inneren Weckers oder vielleicht bloß, weil ihm langweilig wird – sagt er: »Muss los«, und geht, tritt den Garten hoch, die Hände tief in den Hoodietaschen, ohne sich umzusehen.

Der erste Regentag, Cal rechnet nicht damit, ihn zu sehen. Er reißt Tapeten ab und singt immer mal wieder eine halbe Textzeile von Otis Redding mit, als ein Schatten das Licht verdunkelt. Er dreht sich um, und da steht Trey am Fenster, beobachtet ihn aus einer schäbigen Wachsjacke heraus, die ihm zwei Nummern zu klein ist. Cal ist im ersten Moment unsicher, ob er ihn ins Haus lassen soll, aber bei dem Regen, der dem Jungen von Kapuze und Nase tropft, meint er, keine Wahl zu haben. Er hängt die triefende Jacke zum Trocknen über einen Stuhl und drückt Trey einen Spachtel in die Hand.

An sonnigen Tagen arbeiten sie weiter an dem Sekretär, aber sonnige Tage werden seltener, als der September zu Ende geht. Immer häufiger peitscht Regen das Haus, und Wind häufelt nas ses Laub vor Mauern und Hecken. Die Eichhörnchen legen sich hektisch Vorräte an. Mart erklärt, das bedeute, dass ihnen ein

Scheißwinter blüht, und liefert dramatische Schilderungen von Jahren, in denen das Dorf wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten war und Leute in ihren eigenen Häusern erfroren, obwohl Cal sich nicht sonderlich einschüchtern lässt. »Ich komme aus Chicago«, ruft er Mart in Erinnerung. »Wir reden erst von Kälte, wenn uns die Wimpern einfrieren.«

»Andere Art von Kälte«, stellt Mart klar. »Die bei uns ist tückisch. Die spürst du erst, wenn sie dich schon erwischt hat.«

Wie sich herausstellt, deckt sich Marts Meinung über die Reddys mit der von Noreen, ist nur um einiges ausführlicher. Sheila Brady war ein nettes Mädchen aus guter Familie mit hübschen Beinen. Sie wollte nach Galway ziehen und Krankenschwester werden, aber bevor sie so weit war, verguckte sie sich in Johnny Reddy. Der hätte Kühlschränke an Eskimos verkaufen können und hatte in seinem Leben noch nie länger als drei Monate am Stück gearbeitet, weil ihm kein Job gut genug war. »Hielt nix vom Arbeiten«, sagt Mart mit der gleichen tiefen Verachtung, mit der Cal und sein Dezernat Typen behandelten, die Omas ihre Handtaschen wegrissen. Sheila und Johnny hatten sechs Kinder, lebten von Sozialhilfe und wohnten in dem runtergekommenen Cottage von irgendeinem Verwandten oben in den Bergen – Mart erklärt die familiären Verbindungen detailliert, aber nach drei oder vier Verwandtschaftsgraden kommt Cal nicht mehr mit –, und jetzt hat Johnny sich verpisst, Sheilas Angehörige sind alle gestorben oder weggezogen, und die Familie gilt in der Gegend praktisch als Abschaum. Mart ist wie Noreen und Lena der Ansicht, dass den Kindern ein paar kleinere Delikte durchaus zuzutrauen wären, hält es aber für unwahrscheinlich, dass sie zu irgendwas Schwerwiegenderem fähig sind. »Menschenskind«, sagt er belustigt, als Cal ihm die Besorgter-Großstadtmensch-Nummer vorspielt, »du hast einfach zu viel Zeit. Hör auf mich und such dir eine Frau. Dann weißt du, was Ärger ist.«

Tatsächlich hat Cal die Möglichkeit, dass der Junge ihn beklauen will, mehr oder weniger ausgeschlossen. Schließlich würde er sich dafür denkbar blöd anstellen, und nach allem, was Cal bisher gesehen hat, kommt er ihm keineswegs blöd vor. Jetzt, wo er ein wenig über Treys mutmaßliche Familie weiß, bieten sich andere, wahrscheinlichere Szenarien an: Der Junge wird schikaniert und braucht Schutz, der Junge wird missbraucht oder misshandelt und möchte sich jemandem anvertrauen, seine Mam ist Alkoholikerin oder drogensüchtig oder wird von einem Liebhaber verprügelt, und er will sich jemandem anvertrauen, der Junge möchte, dass Cal seinen abgehauenen Vater aufspürt, oder will sich irgendein Alibi verschaffen für etwas, was er nicht tun sollte. Cal vermutet, dass die Einheimischen voreingenommen sind, weil Johnny Reddy nichts taugt und sie die Fähigkeiten des Sohnes unterschätzen. Und obwohl er nur allzu gut weiß, dass manche Kinder eine kaputte Familie überwinden können, weiß er auch nur allzu gut, dass es in den meisten Fällen anders kommt.

Er versucht, das Thema Johnny Reddy vorsichtig anzusprechen, bietet Trey Gelegenheit, drauf einzugehen, falls er das will, doch der unterbindet den Versuch prompt. »Ja, damit können wir arbeiten«, sagt Cal, als der Junge ihm seine erste selbst ausgestemte Nut zeigt. »Du bist ziemlich geschickt. Hilfst du deinem Dad auch bei so was?«

»Nee«, sagt Trey. Er nimmt wieder das Brett und verpasst einem Ende der Nut noch ein paar leichte Schläge, tief über das Holz gebeugt. Er will alles genau richtig machen. Auch bei Sachen, die Cal in Ordnung findet, schüttelt Trey den Kopf und arbeitet noch ein Weilchen weiter, bis er zufrieden ist.

»Was machst du denn so mit ihm?«

»Nix. Er ist weg.«

»Was heißt weg?«

»London. Manchmal ruft er uns an.«

Das bestätigt so ziemlich, dass Trey ein Reddy ist, es sei denn, London ist die übliche Anlaufstelle für die hiesigen Versagerväter. »Mein Dad war oft weg«, sagt Cal. Er versucht, Nähe herzustellen, aber Trey scheint unbeeindruckt. »Vermisst du ihn?«

Trey zuckt die Achseln. Allmählich kann Cal Treys unterschiedliche Arten des Achselzuckens, die zahlreich und differenziert sind, einordnen. Diese bedeutet, dass das Thema aufgrund von mangelndem Interesse beendet ist.

Damit bleiben Cal zwei wesentliche Möglichkeiten: Trey tut irgendwas Schlimmes, oder etwas Schlimmes wird ihm angetan. Bislang ist ihm noch nicht eingefallen, wie er eine der beiden zur Sprache bringen kann. Falls er es vermasset, so viel ist klar, lässt Trey sich nie wieder bei ihm blicken. Dagegen hätte er nicht unbedingt was, falls Trey derjenige ist, der Ärger macht, aber sein neu entdecktes Talent, Dinge einfach laufen zu lassen, erstreckt sich nicht auf ein missbrauchtes Kind. Und deshalb geht er mit Trey noch immer so um wie zu Anfang: Er arbeitet vor sich hin und wartet ab, dass der Junge von allein auf ihn zukommt.

Wie sich herausstellt, muss er etwa zwei Wochen abwarten. Es ist ein regnerischer Vormittag, kühl und gedämpft, mit einer sanften Brise, die den Duft der Wiesen durch die offenen Fenster hereinträgt. Cal und Trey haben die Wohnzimmerwände glatt geschliffen, sie haben die Ränder mit Grundierfarbe gestrichen und machen kurz Pause, bevor sie mit der Hauptarbeit anfangen. Sie sitzen am Tisch und essen Doppelkekse mit Schokofüllung, die sind von Trey. Neuerdings bringt er an manchen Tagen Kekse mit und einmal sogar einen Apfelkuchen. Cal ahnt, wo die Sachen herkommen, und er hat ein leicht schlechtes Gewissen, weil er sie trotzdem isst, aber um des lieben Friedens willen hält er es für besser, sich da rauszuhalten.

Trey arbeitet sich konzentriert und methodisch durch die Kekse. Cal versucht, die Verspannung aus seiner Schulter zu massieren.

Die kommt von der Matratze. Sein schmerzhafter Muskelkater ist größtenteils verschwunden. Sein Körper hat sich an die Arbeit gewöhnt, und das gefällt Cal, so wie ihm zuvor der Muskelkater gefallen hat. Anfangs hat er sich gefragt, ob er vielleicht schon zu alt ist, um sich daran zu gewöhnen, doch sein Körper hat ihn nicht enttäuscht. Er fühlt sich jünger als noch vor sechs Monaten.

»Eichhörnchen«, sagt er und zeigt durchs Fenster in den Garten. »Irgendwann schieß ich ein paar von denen und mach uns Eichhörnchen-Gulasch.«

Trey schaut zu, wie das Eichhörnchen unter der Hecke herumwuselt. »Wie schmecken die?«

»Ziemlich gut. Ein bisschen wie Wild. Kräftiger als Hähnchen.«

»Eins hat mal meine Schwester gebissen«, sagt Trey. »In den Finger. Ich würd die Biester essen.«

»Als ich etwa zehn war«, sagt Cal, »war ich bei meinem Granddaddy, und manchmal hab ich zusammen mit drei Freunden im Wald hinter seinem Haus gezeltet. Als wir zum ersten Mal in dem Zelt übernachtet haben, hat mein Granddaddy uns vorher erzählt, wir müssten vorsichtig sein, weil da draußen im Wald eine Kreuzung zwischen Eichhörnchen und Katze lebte, die aber viel größer und wilder war. Das Tier hatte mächtige Krallen und Reißzähne und ein oranges Fell, und es ging einem an die Kehle, wenn man saß, und an die Eier, wenn man stand. Man konnte hören, wenn es kurz davor war anzugreifen, weil es dann so ein komisches Geräusch machte. Wie eine Mischung aus Knurren und Schnattern.«

Er macht es vor. Trey hört zu, beobachtet ihn und kratzt dabei mit den Zähnen die Füllung aus dem Keks. Cal hat sich angewöhnt, Trey alles zu erzählen, was ihm gerade so einfällt, nur aus Geselligkeit, ohne groß darauf zu achten, ob er eine Antwort bekommt.

»Wir haben trotzdem draußen übernachtet«, sagt er, »aber wir haben uns jede Menge Steine mit ins Zelt genommen, nur für alle Fälle. Spät nachts, als wir es uns gerade in unseren Schlafsäcken gemütlich machen, hören wir draußen was.« Wieder macht er das Geräusch. »Wir hätten uns fast in die Hose geschissen. Wir krabbeln also aus unseren Schlafsäcken, schnappen uns jeder so viele Steine, wie wir können, und stürmen wild um uns schmeißend aus dem Zelt. Landen ein paar Volltreffer, bevor unser Granddaddy uns anschreit, wir sollen aufhören. Einer hat ihn im Gesicht erwischt, und ihm ist die Lippe aufgeplatzt.«

»Er war das«, sagt Trey. »Er hat das Geräusch gemacht.«

»Ja klar. So ein Tier gibt's gar nicht.«

»Was hat er dann gemacht? Euch vermöbelt?«

»Nee. Hat sich kaputtgelacht, das Blut abgewischt und uns eine große Tüte Mäusespeck spendiert.«

Trey lässt das sacken. Dann: »Wieso hat er das gemacht? Euch angeschwindelt?«

»Wahrscheinlich wollte er sehen, was wir machen würden, wenn wir in eine schwierige Lage kämen«, sagt Cal. »Schließlich hat er uns ja ganz allein da draußen zelten lassen. Am nächsten Tag hat er mir beigebracht, wie man mit einem Gewehr umgeht. Er meinte, wenn ich schon gegen Sachen kämpfen würde, die mir Angst machen, dann sollte ich es auch richtig tun, und vor allen Dingen sollte ich mir verdammt sicher sein, worauf ich schieße, bevor ich abdrücke.«

Trey schweigt kurz. »Bringst du's mir bei?«

»Ich hab noch kein Gewehr. Wenn ich eins habe, dann vielleicht.«

Anscheinend ist die Antwort gut genug: Trey nickt und isst seinen Keks auf. »Bobby Feeney meint, er hat oben in den Bergen Aliens gesehen«, sagt er aus irgendeinem eigenen Gedankengang heraus. »Hab ich in der Schule gehört.«

»Hast du vor, einen Alien zu schießen?«

Trey sieht Cal mit seinem Du-Idiot-Blick an. »Es gibt keine Aliens.«

»Was denn, meinst du, Bobby hat das erfunden, um Leute zu verarschen, wie mein Granddaddy?«

»Nee.«

Cal grinst, trinkt einen Schluck Kaffee. »Was hat er denn dann gesehen?«

Trey zuckt kurz mit einer Schulter, was bedeutet, dass er nicht darüber reden will. »Du glaubst doch auch nicht an Aliens«, sagt er und behält Cal genau im Auge.

»Eher nein«, sagt Cal. »Aber ich bin gern offen für alles, und ich kann mir vorstellen, dass es vielleicht irgendwo da draußen welche gibt, bloß hab ich noch nichts gesehen, was darauf hindeutet, dass sie uns besuchen kommen.«

»Hast du Geschwister?«, fragt Trey unvermittelt. Der Junge hält nichts von Smalltalk. Jede Frage, die er stellt, klingt wie ein Verhör.

»Drei«, sagt Cal. »Zwei Schwestern, einen Bruder. Und du?«

»Drei Schwestern. Zwei Brüder.«

»Das sind viele Kinder«, sagt Cal. »Habt ihr ein großes Haus?«

Trey pustet abfällig Luft aus dem Mundwinkel. »Nee.«

»Was bist du? Das Älteste? Jüngste?«

»Dritte. Du?«

»Der Älteste.«

»Verstehst du dich gut mit den anderen?«

So persönlich ist Trey noch nie geworden. Cal riskiert einen Seitenblick auf ihn, aber der Junge ist damit beschäftigt, den nächsten Keks auseinanderzunehmen. Seine Haare sind frisch geschoren, aber es sieht aus, als hätte er das selbst gemacht: Eine Stelle am Hinterkopf wurde ausgelassen.

»Einigermaßen«, sagt Cal. Tatsächlich sind es seine Halbge-

schwister, er ist ihnen nur ein paarmal begegnet, und es ist durchaus möglich, dass es irgendwo noch mehr gibt, aber derlei Informationen scheinen in dieser Situation wenig nützlich. »Und du?«

»Mit ein paar von ihnen«, sagt Trey. Er schiebt sich den Keks jäh in den Mund und steht auf: Die Pause ist zu Ende, wie's scheint.

»Trink deine Milch«, sagt Cal.

»Ich mag keine Milch.«

»Ich hab sie gekauft. Du trinkst sie.«

Trey kippt die Milch in sich hinein, verzieht das Gesicht und knallt die Tasse auf den Tisch, als hätte er gerade einen Schnaps getrunken. »Okay«, sagt Cal. »Dann wollen wir mal. Warte kurz.«

Er geht ins Schlafzimmer, kommt mit einem alten karierten Hemd zurück und wirft es Trey zu. »Zieh das über.«

Trey fängt es und starrt verständnislos darauf. »Wieso?«

»Wenn du vollbespritzt mit Farbe nach Hause kommst, schimpft deine Mama.«

»Die würd's gar nicht merken.«

»Falls doch, wird sie wissen, dass du nicht in der Schule warst.«

»Das ist ihr egal.«

»Deine Entscheidung«, sagt Cal. Er fängt an, mit einem Schraubenzieher den Deckel wieder von dem Eimer mit der Grundierfarbe zu hebeln.

Trey betrachtet das Hemd prüfend von allen Seiten. Dann zieht er es an. Er dreht sich zu Cal um, breitet die Arme aus und grinst: Die Manschetten hängen lose, das Hemd reicht ihm bis über die Knie und ist so weit, dass er dreimal reinpassen würde.

»Sieht gut aus«, sagt Cal und grinst zurück. »Reich mir die mal rüber.«

Er zeigt auf die Farbwannen und Malerrollen in der Ecke. Er hat zwei Sets gekauft. Sie waren billig, und er hat sich gedacht, dass man die immer gebrauchen kann, auch wenn der Junge

nicht mehr auftaucht. Trey hat solche Teile offenbar noch nie gesehen. Er beäugt sie und wirft Cal einen Fragezeichen-Blick zu, Augenbrauen nach unten gezogen.

»Pass auf«, sagt Cal. Er gießt Farbe in die Wanne, tunkt die Rolle hinein und streift den Überschuss auf dem Gitter ab. Dann rollte er einmal kurz Farbe auf die Wand. »Kapiert?«

Trey nickt und ahmt ihn nach, ganz genau, bis hin zu dem kleinen schrägen Schütteln, um letzte Tropfen von der Rollenkante zu bekommen. »Gut«, sagt Cal. »Trag nicht zu viel Farbe auf. Wir machen mehrere Anstriche, die müssen also nicht dick sein. Ich fang hier an und mach die obere Hälfte, du die untere von da drüben aus. Wir treffen uns in der Mitte.«

Sie arbeiten mittlerweile gut zusammen, kennen den Rhythmus des anderen, wissen, wie man ihm genug Raum lässt. Der Regen hat nachgelassen. Die Schreie der Gänse, die sich für ihre lange Reise aufwärmen, dringen von hoch oben am Himmel zu ihnen. Weit unten, im Gras vor dem Fenster, hüpfen die kleinen Vögel herum und picken nach Würmern. Als sie rund zwanzig Minuten angestrichen haben, sagt Trey aus heiterem Himmel: »Mein Bruder ist verschwunden.«

Cal schafft es, nur eine halbe Sekunde lang zu erstarren, ehe seine Rolle sich wieder in Bewegung setzt. Selbst wenn er den Satz nicht verstanden hätte, würde ihm der Tonfall verraten: Deshalb ist Trey hier.

»Ach ja?«, sagt er. »Seit wann?«

»März.« Trey bearbeitet weiter seinen Bereich an der Wand, ohne Cal anzusehen. »Am einundzwanzigsten.«

»Okay«, sagt Cal. »Wie alt ist er?«

»Neunzehn. Er heißt Brendan.«

Cal tastet sich behutsam weiter vor. »Was meint denn die Polizei?«

»Denen haben wir's nicht gesagt.«

»Wieso?«

»Mam wollte nicht. Sie hat gemeint, er ist abgehauen, und er ist alt genug, wenn er das will.«

»Aber du glaubst das nicht.«

Als Trey seine Arbeit unterbricht und Cal endlich anschaut, liegt eine schreckliche angespannte Trauer in seinem Gesicht. Er schüttelt lange den Kopf.

»Was meinst du denn, was passiert ist?«

Trey sagt leise: »Ich glaub, irgendwer hat ihn geschnappt.«

»Du meinst, ihn entführt?«

Nicken.

»Okay«, sagt Cal bedächtig. »Irgendeine Idee, wer?«

Jede Zelle in Treys Körper ist auf Cal fokussiert. Er sagt: »Du könntest das rauskriegen.«

Kurzes Schweigen tritt ein.

»Hör mal«, sagt Cal sanft. »Höchstwahrscheinlich hat deine Mam recht. Ich hab schon öfter gehört, dass die meisten Leute von hier weggehen, sobald sie alt genug sind.«

»Das hätt' er mir erzählt.«

»Dein Bruder ist noch ein Teenager. Die stellen oft blöde Sachen an. Ich kann mir vorstellen, dass dich das verletzt, wenn ihr beide euch gut versteht, aber früher oder später kommt er zur Vernunft und begreift, dass er Scheiße gebaut hat. Dann meldet er sich bei euch.«

Das trotzige Kinn hat einen harten Zug angenommen. »Er ist nicht abgehauen.«

»Gibt's irgendeinen Grund, warum du dir da so sicher bist?«

»Ich *weiß* es einfach.«

»Wenn du dir Sorgen um ihn machst«, sagt Cal, »solltest du zur Polizei gehen. Ich weiß, deine Mam will das nicht, aber du kannst allein hingehen. Die dürfen auch von Minderjährigen Anzeigen aufnehmen. Sie können deinen Bruder nicht zwingen,

nach Hause zu kommen, wenn er nicht will, aber sie können der Sache nachgehen und dir Gewissheit verschaffen.«

Trey sieht ihn an, als könnte er nicht fassen, wie jemand dermaßen bescheuert sein kann. »Was?«, sagt Cal.

»Die Bullen werden gar nix machen.«

»Doch. Das ist ihr Job.«

»Einen Scheiß machen die. Du musst das machen. Ermitteln und so. Wirst schon sehen: Er ist nicht abgehauen.«

»Trey, ich kann nicht ermitteln«, sagt Cal noch sanfter. »Ich bin kein Cop mehr.«

»Mach's trotzdem.« Treys Stimme wird lauter. »Mach die Sachen, die du gesagt hast, um Leute zu finden. Red mit seinen Freunden. Observier ihre Wohnungen.«

»Das konnte ich machen, weil ich eine Dienstmarke hatte. Aber jetzt wird mir keiner mehr irgendeine Fragen beantworten. Und wenn ich die Wohnung von jemandem observiere, werde ich womöglich festgenommen.«

Trey hört ihm gar nicht zu. Er hält die Malerrolle in der geballten Faust hoch erhoben wie eine Waffe. »Zapf die Telefone von denen an. Überprüf seine Kreditkarte.«

»Trey. Ich war Cop in Chicago, nicht hier in der Gegend. Ich hab hier keine alten Kollegen, die ich um irgendeine Gefallen bitten kann.«

»Dann mach's selber!«

»Sieht mein Haus etwa aus, als hätte ich die Technologie, um –«

»Dann mach was anderes. *Mach irgendwas.*«

»Ich bin im Ruhestand«, sagt Cal noch immer sanft, aber endgültig. Er wird dem Jungen keine falschen Hoffnungen machen. »Ich kann nichts machen, selbst wenn ich wollte.«

Trey schleudert die Malerrolle durch den Raum. Er reißt sich Cals altes Hemd vom Leib, dass die Knöpfe fliegen, und stopft

es tief in den Farbeimer. Dann wirbelt er herum und klatscht das triefende Hemd mit voller Wucht in die Fächer des Sekretärs. Der kippt nach hinten. Trey rennt weg.

Der Sekretär sieht übel aus. Cal richtet ihn auf und nimmt das Hemd – das er ohnehin abschreiben kann; keine Wäscherei würde das je wieder hinkriegen –, um die dickeren Farbklumpen abzuwischen. Dann säubert er den Rest mit einem nassen Lappen. Zum Glück ist die Farbe auf Wasserbasis, aber sie ist tief in die Hälfte der Fugen gedrungen, wo er nicht mit dem Lappen hinkommt. Cal bearbeitet sie mit seiner Zahnbürste und schimpft dabei leise auf Trey.

Er merkt jedoch, dass er nicht richtig wütend werden kann. Zuerst der Daddy des Jungen, dann sein großer Bruder; kein Wunder, dass er nach einer Erklärung sucht, die einen von ihnen wieder nach Hause bringt und nicht bedeutet, dass er in voller Absicht abgehauen ist, ohne sich auch nur noch einmal umzudrehen. Cal wünschte bloß, der Junge wäre früher damit herausgerückt, ohne sich die ganze Zeit Hoffnungen zu machen.

Er ist, so wird ihm klar, eher beunruhigt als wütend. Er mag weder das Gefühl noch die Tatsache, dass er es erkennt und bestens versteht. Es ist ihm so vertraut wie Hunger oder Durst. Cal konnte es nie ertragen, einen Fall ungelöst zu lassen. Größtenteils war das etwas Gutes, weil es ihn zu einem beharrlichen und geduldigen Polizisten machte, der Täter noch überführte, nachdem die meisten Kollegen längst das Handtuch geworfen hätten, aber mitunter war es auch eine Schwäche: Unbeirrt auf etwas einzuhämmern, was nie zerbrechen wird, macht einen Mann nur müde und erschöpft. Cal schrubbt fester an dem Sekretär herum und versucht, das unbeschwerte Freiheitsgefühl wiederzugewinnen, dass es ihm egal ist, ob Trey die Schule schwänzt. Er sagt sich, dass dieser Fall ihn nichts angeht und mit an Sicher-

heit grenzender Wahrscheinlichkeit gar kein Fall ist. Die Unruhe bleibt.

In seinem Kopf sagt Donna: *Herrgott, Cal, nicht schon wieder.* Diesmal ohne ein Lachen im Gesicht. Es wirkt überdrüssig, mit Abwärtsfalten, die nicht zu ihr passen.